

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Dezember 1903.

Moritz und Rina.

Kressin, Vierter Advent 1903.

Signor und Lebemann!

Johannis 1, 23. „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste. Bereitet dem Herrn den Weg!“ Deine alte Nummer. J'y pense. Wie Du drauf kamst, weiß ich nicht mehr. Schon in der Schulzeit aber auf Deine Ergebenste gemünzt. „Dies geschah zu Bethabara, jenseits vom Jordan“. Sehe Dich noch, mit dem Taschentuch vorm Mund, um nicht loszuprutschen, wenn unser guter Kurländer an der Stelle hielt. Warst eben von je ein ungläubiger Bösewicht. Und Dein Schwager (und mein Kreuz) hat's, wie alles Schlechte, von Dir übernommen. Wo in mir was vom Johannes steckt, mag ein Anderer wissen. Für Euch war ich nun mal die Stimme des Wüstenpredigers; und natürlich sehr komisch. Meinetwegen; bin längst dar an gewöhnt, daß Ihr auf mir herumtrampelt. Heute, wie immer am letzten Adventssonntag, Johannis 1 an der Reihe; beim alten Text ging die alte Zeit mir durch den Kopf. Kinder! Einfach unglaublich, wie lustig man sein konnte. Trotzdem oft knapp genug war. Unsere Krippenspiele, wenn Onkl. Volte den kleinen Jesus geschneit hatte! Du, geborener Tapezierer, bis an den Hals in Goldschaum und Glanzpapier. Und die Wonne, während Mutter den billigen Kram aufbaute! Zinnsoldaten, 'ne Leberpuppe, Schürzen und Strümpfe, als pièce de résistance Schlittschuhe, selbstgemachte Muff, Pelzmütze oder was für den Sonntagsausgang. Andere Zeiten. Wer heute nicht das große Portemonnaie hat, kriegt saure Gesichter. Selbst Mariechen viel zu vermöhnt (auch durch Euch, großstädtische Geldroyen). Na, diesmal wird das

Wärmchen halbwegs zufrieden gucken. Ihre Mutter hat zusammengekrast, was von dem einst fürstlichen Vermögen blieb. Wird wohl das letzte Mal sein; denn, entre nous, da scheint sich was angebündelt zu haben. Zu jung ist sie nicht und die Wahl konnte schlechter ausfallen. (Wächstest gleich den Namen wissen? Ne, mein Junge: erst wenn der Bengel angehalten hat.) Aber der Gedanke, auch sie weggeben und dann mit Adolfsen allein auf der mit Recht so geschätzten Scholle hausen zu müssen... Merci, je viens d'en prendre. Und verbitte mir schon jetzt alle Beileidsäußerungen. Du und Sinn für Muttergefühle! Lotka wird mich verstehen. Ein Bischen; nicht ganz. Die Einheit des Ortes bei Euch ja doch nur so so; und die gerade macht die Geschichte schwierig. Worauf ich nicht einzugehen wünsche. Item, heute wars recht feierlich. Die Kleine in Thränen (vor der Verlobung ist uns Gänsen ja stets abenteuerlich) und der Pastor zwar nicht so fürs Gemüth wie der Balte von donnemals, aber anständig. Als wir am Jordan waren, machte Adolf Blinzelsversuche. Gehört zum Repertoire. Lieber Himmel! Wenn ich je den Wüstenprediger spielen wollte, ist's lange vorbei. Für wen denn? Wer drei- unddreißig Jahre Eure vereinigte Zärtlichkeit geschmeckt hat, giebt's auf. Um solches Volk zu beschren, muß ein Stärkerer kommen. Ich bin fertig.

Auch, was angenehmer ist, mit der Festräderei so ziemlich. Ueber- raschungen werden nicht geleistet. Das alte Deputat. Für den Fasan bürgte ich, die Würste sehen reblich aus und der Altdeutsche wird meine Liebe nicht wieder mit einem Wasserstreifen vergelten; Karpfen, versteht sich, extra in Eis. Wohl bekomms! Daß wir noch mal zusammen um den Weihnacht- baum sitzen, hofft mein Herze nicht mehr. Und wäre doch schön. Alle anderen Feste können mir gestohlen werden; wirklich warm wird Einem doch nur in der Heiligen Nacht. „Ihr Kinderlein, kommet...“ Werdet Euch hüten. Euer Liebden brauchen ja „A- regung“. Sind am Ende noch gar nicht wieder an der Spree? Womit dankend die Karte vom Rialto bestätigt wird. Untert- halb Tage war ich starr. Im Greisenalter, denkt Usereins, müsse die Globe- trotterei aufhören. Paris, — va bene; aber Venedig! Alte Erinnerung auffrischen, seiner Knabe? Nicht unsere gemeinsame, versteht sich am Rande. Wir waren ja höllisch solid, das Bischen Quadri triebe Dich nicht so weit, und wenn ich von dem einen Abend absehe, wo Du Meinen bis vier Uhr früh be- bauchjirtest... An die Kanalfahrt habe ich bekanntlich nie geglaubt. Um so fester, trotz späteren Abchwächungsversuchen, an die B- ichte des Jünglings im lockigen Haar. Vielleicht auch jetzt noch ein schwarzes Kind aus F- ume? „Auf der Vazune bei Nacht!“ Dir traue ich Alles zu; und noch mehr. Wenn Lotte nichts dagegen

hat, ist ja Alles in Ordnung. Nett wenigstens, daß uns nicht ganz vergaßest; zweiganze Zeilen und eine halbe. „Wetter schlecht.“ Was Ihr nämlich so nennt. Müdest Du hier mal umsehen. Nicht durchzukommen. Winter läßt man sich gefallen; aber kein Eis und über Schnee nur wie auf knauerig bestreutem Napfluchen. Dabei die ewige Karriere, um für das Kind, den Helden, die Leute einzukaufen. Das sagt ich Dir: bis Ostern werde ich hier nicht wieder. Noch gerade genug an dem vorigen Talmiwinter. Meine Krone der Schöpfung wimmert zwar über die schlechten Zeiten. Berlin unerschwinglich. Hat sich, um uns „was bieten zu können“, auf seine alten Tage in Industriepapiere gestürzt, schnappt morgens gleich nach dem hebräischen Kurzzettel und redet von Ausflüchten. Pfeife drauf. Uns blühen die Nasen nicht. In schlimmsten Fall wird aber das Festgelegte angegriffen, worüber ich zu verfügen habe. Zu einem Goldknopf für den weißen Stab reicht's noch. Man vorbauert. Den halben Tag bei der Lampe. In der Nachbarschaft fast Alles weggestorben, was mit Einem aufwuchs. Niemand muß auch heraus; vielleicht zeigt sich dann, daß der Liebste gar nicht so fest im Herzen sitzt. Jedenfalls bin ich's ihr schuldig.

Dem Unnennbaren übrigens auch eine Kleinigkeit; das Geständniß, daß er nicht mehr ganz so ausschüßig ist. Nichtetwas ideal: nur beinahe menschlich und manchmal annähernd standesgemäß. Scheint von den Nothen etliche Kilometer abgerückt. Die Wahl war ihm schon in die Glieder gefahren; und nachher die endlose Stänkerei! Mitunter träume ich wieder, an einen preussischen Edelmann verheirathet zu sein. Nicht oft allerdings. Er hat böse Rückfälle, zähmt sich aber vor Fremden einigermaßen und ich brauche nicht immer auf Kohlen zu sitzen. Damit Du nicht von Miltreche radotirst: vorgestern brannte es wieder sich'erlich; noch dazu in Gegenwart des Jungen. Dem (früher als sonst gekommen, Rückli.ferfrist leider schon am 3. weiten) hatten wir alle erreichbaren Portecrees eingeladen; und da ging's denn los. Mißhandlungen, Forbach, Luxus, Goh, Einem, die Behelein et le reste. Der Kleine (ich war nie Affenmutter) einfach zum Abkläffen. Fromm ist er ja nicht; aber König und Vaterland, daß ich vor Freude am Liebsten geheult hätte. So gehe es nicht weiter. Ob die Bande sich denn einbilde, der bunte Rod lebe in Saus und Braus. Malzeit! Mit Achtundzwanzig bei den Meisten die Nerven schon vor die Hande. Nicht ein Beutel des Wohllebens, das sich hutzutage der besser: Commis leistet. Ernährung zum Verhungern, Zuchlisse bei altem Adel fast überall knapp und die Pflicht, proper und nobel aufzutreten. Nichts zu lachen. Die Kerle eine Schwelbende, der vorher eingetrichtert ist, jeder Lieutenant sei ein Schinder, und die bloß wartet, daß man sich mal ver-

gißt. Korporale, denen nicht über der Weg zu trauen. Und unter der Kameraden, neben eiligen Schuftern, unsichere Kantonisten, nicht aus unseren Schichten, die mit Papas braunen Lappen aufhauen können und verdrehte Ansichten mitbringen. Vorgesetzte immer im Trab, auf dem *qui vive*, daß nur ja nichts „paßirt“. Eine Maulschelle, die ein suchziger Sergeant giebt, kann den Hauptmannskopf kosten. Früher tröstete man sich mit dem Ansehen; unbestritten erster Stand. Jetzt jeden Tag das ganze Corps öffentlich schimpfirt. Öffentlich; anders gehe es nicht. Weil sich in Lothringen ein paar Kollutscher schlecht aufführen, müssen wir büßen. Alle Wigblätter voll; und das Zeug natürlich nicht aus der Kaserne zu räuchern. Autorität längst in die Binjen, beim Kragen darf man die Lümmel nicht nehmen, und wer zu viel strast, kann die Konduite nicht vor den Spiegel stecken. Der Junge hatte Erfolg. Alles seiner Meinung: die Armee dürfe nicht durch den Dreck geschleift werden; und wann nicht bald ein honoriger Krieg der Sippchaft zeige, was sie an uns hat. . . Kannst Dir denken, daß mir dabei der Magen fror. Richtig ist's aber. Als Mutter schämt man sich mit, wenn immer gegen die Lieutenants geschmiert wird. Als Vater nicht, wie es scheint. Der in Kressin saß eine Stunde stockstif und that den Mund nicht auf. (Um zu reden, heißt's; für einen sehr achtbaren Tropfen war gesorgt.) Als die Anderen fertig waren, legte er los. Und wie! Mit rothem Kopf und einem Ton, der allein seine zwei Jahre Festung eintragen konnte. Seinem Einzigen quer über'n Schnabel. Mit Gepfär sei nichts auszurichten. Der Haken sitze viel tiefer. Armee und Demokratie (wenn ich das Wort schon höre!) giebt eben keinen Reim. Ueberall so; siehe Frankreich. Im Loth nur, wo der Offizier Geschäftsmann wie andere. Komme noch schlimmer; wer's nicht erleben wolle, müsse den Kittel ablegen. Natürlich Alles aufgebaußt; durch den Haß gegen Ichte oder vorlezte Privilegien. Mancher Schulmeister haue ganz unverschämt, kein Mensch aber schelte darum den ganzen Stand; nicht einmal wegen eines Dippold. Ein Breidenbach bringe sämtliche Unteroffiziere in Verruf. Kann nicht Zufall sein. Krieg würde für 'ne Weile helfen; wer solle ihn wagen? In Asien vielleicht. Bei uns? Mit der Regierung? Und nun toute la lyre. Auf seine Kuhhaut zu schreiben. Vor Bismarck, anfangs der Sechziger, wo des Königs Rock in Berlin verhöhnt und beschimpft wurde, sei gegen heute noch goldene Zeit gewesen. Jetzt Defensiv mit Lebenden Bildern. Der Offizier muß ausbaden, was höher hinauf nicht riskirt werden kann. Ungefähr drei Viertelstunden in diesem Text (und ich unterschlage das Dollste). Der Kleine blaß wie seine Serviette. Kurt, immer noch mit der Adjutantenpuschel, räusperte sich ver-

nehmlich und alles Jüngere, was noch Raupen im Kopf hat, blickte verlegen ins Glas. So unentwegt, daß ich, um die Stimmung zu retten, schließlich dem Hausfrauenherzen einen Stoß geben und ein paar Staubige rausrücken mußte; von Deiner Sorte. Da gings. Zuerst — de rigueur — allgemeine Schimpferei aufs Militärkabinet, das von Bedürfniß und Leben der Truppe keinen Dunst habe. Dann Jagd und die liebe Reiterei. Als ich nach Zwölf noch mal reinspielte, hielt der Vater den Knaben wohl in dem Arm und selbst Kurtens Auge glänzte in feuchter Zärtlichkeit. Gegen Zwei bestellte der Gebieter Grog „mit nicht zu viel Wasser“. Der fällige Dank für den „ganz reizenden, echt kameradschaftlichen Abend“ liegt denn auch schon vor mir.

Während sich Dieses in Pommerland zutrug, gondelte der Peer von Preußen wahrscheinlich. Sie muß ja nicht gerade Fiumanerin sein; auch le crü de Venise nicht zu verachten. Feugne nicht, Greis im Silberhaar: ich weiß Alles; und finde Votten von wahrhaft antiker Größe. Wenn ich mir meinen Landwehrmajor in dem schwarzen Kahn denke. . . Gestern übrigens, noch ete ich ihm den Standpunkt klar machen konnte, ansehnlich zerknirscht. Schob's auf den Wein. Unsinn, bei der Suppe schon schweres Geschütz aufzufahren. Ließ ihn reden; die Armsündermiene war entwaffnend. Zuletzt, ganz zöghaft, ob wir am Einundzwanzigsten nicht alle Bier das Abendmahl nehmen wollten; wie in alter Zeit stets am Tage von Le Bourget. Katerrührfälligkeit. Als er zärtlich zu schnurren anfang, hatte ich die Nase voll und ging Kuchen backen. Idyllen werden nicht mehr verzapft. Habe den Pastor aber benachrichtigt und freue mich drauf. Netze Zustände: wenn man nicht blamoren sein will, muß man das Haus sammt dem Säugling unter Alkohol setzen; weiß Gott, wie der Abend sonst geendet hätte. So leben wir alle Tage. Du warst mindestens ein Genie, als Du der Schwester den Gatten gefreit.

Bist's noch heute, wie der Reid zugeben muß. Behandelst die lästige alte Dame mit Entziehungskur. Seit zwei Monaten, außer dem bunten Riaktofärtchen, nichts Direktes von Curer Hoheit; und die Zettel vorher auch nur Depeschenstil. Man ist ja eingeschüchtert und fordert nicht viel; arme Verwandte müssen hübsch b:scheiden sein. Aber so ohne allen Kontakt! Keine blasse Ahnung, was Du treibst und wie das geschäzte Innere aussieht. Immer noch röhlich strahlend? Saisonanfang: und nicht das kleinste mot de la situation. Von Jahr zu Jahr rieselst dünnere. Dabei hast Du die besten Röhren und erfährst sicher tausend Geschichten. Gar nichts Neues in Sicht? Zeitungen das reine Stoppelfeld. Reichstag: na ja. Der Limburger roch mir recht gut, auch der alte Kardorff sabelhaft frisch; raas kommt aber dabei nichts.

Jeder sagt seinen Spruch auf und hält das Vaterland für gerettet. Bülow selbst famos in Form und gab's der Sippschaft, daß es knallte. (Adolf natürlich: „Der wirft Anderen Mangel an positiven Leistungen vor!“ Hatten wieder ein Galopptänzchen.) Nur fehlte mir die Pointe. Hast doch Boguslawski gelesen? „Nicht Rede, aber Fehde wider die Sozialdemokratie.“ Allerlei Hochachtung. Der forcht sich nit. So müßte es gedeichelt werden. Der seine Bernhard will nichts wagen. Feichteste Kavallerie. Redet wie drei Bücher und hat neulich, wenigstens in unserer Gegend, manchen Kopfscheuen zurücker obert. Pourvu que cela dure! Die Altpreußein, die Du vor Jahrhunderten schmeichelnd Egeria nanntest, ist wohl zu lange bei Dir in der Schule gewesen, um noch Sinn für so was zu haben. „Wäre ich wie andre Frauen, würd' ich seinen Worten trauen.“ (Meine Koloratur ist den Weg alles Zeitlichen gegangen und mit der Hugenottenkönigin locke ich seinen Erbherrn aus dem Hansaviertel.) Im Grunde ist's so besser. Die Musiken sind zu oft verhogelt. Abgerüstet wird aber nicht und eines Tages wird Euer Hohnlächeln verschwunden sein, — wenn wir's erleben. Dieses Begettiren mit Ach und Krach ist nichts für Preußen (auf das Andere wird gepiffen); dabei bleibe ich und behaupte, daß jedes Bögern die Kraftprobe schwerer macht. Wer glaubt denn an öffentliche Meinung und solchen Spul! Die Blase aufstechen und ausbluten lassen: paßt nur auf, wie Alles dann aufathmet. Sozialistengesetz, aber mit Aermeln, beschränktes Wahlrecht, vernünftiger Getreidepreis und ins Loch Jeden, der die Armeeschimpft. Das würde ziehen und Hunderttausenden die Freude am Reich wiedergeben. Du grienst Dir was. Weiß schon: „Die Stimme eines Predigers in der Wüste“. Abwarten, Signor! Eure Leistung kann mir nicht imponiren. Endlose Standalprozesse, die man selbst vor Erwachsenen nicht erwähnen kann, ohne roth zu werden, und zwei Excellenzen, die Stunden lang Schwitzen, um zu beweisen, daß unsere Offiziere nicht Strolche, unsere Offizierdamen nicht aus dem billigen Laden sind. Schöne Bescherung. Und was man sonst hört, klingt auch nicht nach Sphärenmusik. Der Happen Börsengesetz wird uns wieder aus den Bahnen gerissen und der Kanal kommt mit Hochdruck. Heiliger Poddie! Braucht uns nur noch um den Tarifzoll zu bringen: dann könnt Ihr ein blaues Wunder (oder ein rothes) sehen. Hoffnung hat man sich ja schon vor dem Korset abgewöhnt. Bin aber neugierig, wie unsere Leute dieses Bündel von Zumuthungen aufnehmen werden.

Wenn der Junge nicht wäre, ließe ich Fünf gerade sein. Wir haben bessere Zeit erlebt und sind reif zur Ausrangirung. (Wir Kressiner; Gondelhelden auf höchster Höhe.) Der Kleine macht mir Sorgen; nicht nur wegen

des père prodigue, der, als Muster ohne Werth, aber auch nicht von Pappe. Schlechte Farbe dießmal und, wie ich heraushorche, drinnen noch schlechtere Stimmung. Kein Wunder. Jugend braucht Begeisterung. Denkst Du daran, mein tapftrer Jagienta? Nach Allem, was er erzählt, scheint der Lieutenant recht freudlos geworden zu sein. Als Gattung, meine ich. Daß sie furchtbar rangeholt werden, ist kein Malheur. Aber die ewige Hundeangst, der Lärm wegen 'ner Kinderei und das Schustern, das keine Grenze mehr kennt! Kerngesund schickt man sie hin und kriegt nach ein paar Jahren nervöse Zappelmänner mit Antiphrin zurück. Wenn Einer da noch auf Urlaub nach Adolfs Methode „aufgeklärt“ wird, kanns ein böses Ende nehmen.

Nicht dran denken. Auch der Winter geht vorüber. Und wenns heute gar nicht Tag werden will, muß die Freude auf Weihnachten trösten. Seid lustiger, Ihr Lieben, und marschirt fröhlich ins neue Jahr. Profit! Daß Du Loika den Heiligen Abend so gut ausputest, wie Du irgend kannst, weiß ich quand même. Machst auch noch Musik? Beethoven gehört zu meinem Christenthum. Schluß; sonst werde ich sentimental und habe Dir doch schon über Gebühr zugesagt. Feurige Kohlen bringend erbeten. Nimm Dir mal einen anständigen Briefbogen und schütte das alte Herz aus. Kanns nichts Politisches sein: Alles willkommen, sogar Klatsch. B.-sorgungen hast Du Glücklicher ja nicht; außer dem Weg in den Weinkeller nimmt die viel bessere Hälfte Dir Alles ab und ist sogar auf Geldgeschenke dressirt. Wenn Du sie dafür nicht unterm Mistelzweig ganz altmodisch abküsselst, wird Venedig verrathen. Keine Angst? So gehts, wenn man verwöhnt wird, wie Du seit mindestens neunundneunzig Jahren von Deiner uralten

Nina.

Was trägt man denn dort? Bitte aber: nicht Schneiderzeitung!

Berlin, Winters Anfang 1903.

Holdeste Wüstenstimme!

Die bleibst Du in alle Wege. Immer der rührende Eifer, dem nahenden Heiland die Bahn zu bereiten; mit fünfzig wie mit fünfzehn Jahren. Etwas Geduld, hohe Frau: er wird schon kommen; wenns Zeit ist. Eine so beneidenswerth fromme Dame sollte doch wissen, wie selten Götter geboren werden, und von schauerhaft Sterblichen nicht fordern, daß sie in Viceregdtlichkeit hienieden wandeln. Doch diese fast ununterbrochene Adventistenstimmung ist mit Dein bestes Theil und hält Dich so unwandelbar jung. Was kein Kompliment und keine captatio benevolentiae sein soll (Uebersetzung liefert Adolf, der lateinische Landwehrmann, frei ins Haus).

Dein Getreuester ist auf schwesterliches Wohlwollen nämlich gar nicht angewiesen; auch nicht auf ehrenfächliche Diskretion; und am Allerwenigsten wegen Venedig. Ungemein schmeichelhaft, daß Du mich immer noch zur Familie Derer von Springinsfeld zählst, trotzdem tausendmal versichert, daß seit anderthalb Ewigkeiten aus der Manege. Muß endlich aber mit ergebenster Entschiedenheit danken. Nachgerade doch zu ramponirt; und wenn auch tout est pour le vieux dans le meilleur des demi-mondes, so möchte doch nicht als komische Figur ohne Grazie dem Siab entgegenwanken. Ueber die Puppen saturday, mehr, als selbst Deine Tugend ahnen kann, Goldreinette. Bitte also, abzuklingeln. Meine Flucht nach dem Eido — unerhört, daß ein achtmal plombirter Kahlkopf solchen Verdacht abwehren muß! — hatte mit Spätherbsterotik nicht das Geringste zu thun. Die simpelste Sache von der Welt. Geschäfte in Wien und von da einen Kapensprung herüber ans Meer. Weil die gräßliche Nordländerdunkelheit mir auf die Nerven fällt. Weil ich mal wieder Sonnenlicht riechen wollte. Und Sansovinos Bibliothek einmal noch sehen, wie einst im Mai. Lächelst Hohn? Jeder hat seinen Toppunkt; meiner ist Hochrenaissance. Harmlos und schmutzt nicht. Natürlich wars aber eine Riesendummheit. Der Greis am Stabe soll die Orte höchster Jugendentzündungen meiden; und, vor allen Dingen, über den Kindertraum weg sein, der Italien immer in Blau und Gold sieht. Grauer Himmel mit reichlichen Niederschlägen (so nennens unsere Wetterbesprecher). Die Wasserdroßchen feucht wie schlechte Hotelbetten. Bei Danieli Engländer dritter Güte und Echlonthee, gegen den meine Magennerven rebelliren. Daß in dem ganzen Nest kein eßbares Stück Fleisch zu haben ist, weiß der Europäer. Nun aber der Schreck, wenn man die Prokurazien zum ersten Mal ohne den Campanile erblickt! Das Antlitz der Geliebten, dem plötzlich ein Vorderzahn fehlt. Bleibt San Marco, die Piazzetta und etliches Andere. Unterm Regenschirm giebt's aber keine Stimmung. Und weil ich zu edel bin, um den Nächsten mit meinen Enttäuschungen zu belästigen, verzichtete ich auf lange Klageepistel, die mich erleichtert hätte, und schickte als Lebenszeichen nur die Karte. Rialto, weil Erinnerung an Shylock Deinem antisemitisch angefärbten Herzen wohlthun mußte und weil wirs in London zusammen bei Irving sahen.

Verglühe gefälligst noch nicht in Scham: stärkere Beschwörung folgt sogleich. Denn was that der ehrwürdige Vorurthe, den Deine merkwürdig einseitige Phantasie in verhängter Gondel bei nächtlicher Weile mit schwarzen Hexen kosen ließ? Er legte einen nennenswerthen Theil seiner beweglichen Habe in Weihnachtsgeschenken an, deren Herrlichkeit seine unzärtlichen Ber-

wandten einfach überwältigen wird. Deine Schuld, ma mie, daß die Bombe schon jetzt platzt. Muß mich rechtfertigen, ehe Du mit den Wachsstock die Tanne bekletterst. Präsentirt das Gewehr! Spitzen, von denen noch gar nichts gesagt ist, wenn man sie einem echten Muffet verglichen hat. Schon die Halbhandschuhe werden der ersten Dame Eurer Provinz schlaflose Nächte bereiten; und zu Befehzwecken ein altes Muster, das sie mir in der Dogana noch am Liebsten abgeknöpft hätten. Das ist für die Mutter. Für Mariens bräutliches Haupt ein venezianisches Goldnetz mit Perlen: dernier cri de Paris! Selbst an der Seine noch neu, wie Sachkener bethauern, und das Feinste vom Feinsten. Was sagst Du nun? Vornehme Seelen weiden sich nicht an ihren Triumphen. Also schließe ich dieses Kapitel und bitte nur noch gehorsamst, zu bedenken, wie lange ich, dem Labenbesuche von Kindesbeinen an so ziemlich das Ekeligste, stöbern mußte, bis die Wunder aus dem Trödel gefischt waren. Thut so etwa Einer, der in Amouren macht? Die ehrbare Hausfrau aber schreibt von oben herab: „Beforgungen hast Du Glücklicher ja nicht.“ Allerdings nicht für die Angebraute, die seit der Silbernen mit dem Chef vorlieb nimmt und selbst ausfucht, was ihr gefällt. Aber für Andere, in fernen Ländern, unter allerlei Gefahren für Vermögen und Reputation. Was zu beweisen war.

Da ich doch schon in in die Chiffons gerathen bin, will ich schnell noch dem geehrten Nachwort Rede stehen. Was man trägt? Eigentlich Lottchens Ressort. „Man trägt, was man nicht ändern kann“, sagt Bombardon im Goldenen Kreuz, das wir Beide in unserer zweiten Jugend liebten; und hat auch für die Mode Recht, in deren Bezirk man ja viel ändern kann. Röcke noch immer eng bis über die Mäßlichkeit und an Pelzwerk, was die Kapitalkraft irgend gestattet. Nach Maulwurf (Allerneuestes) wird Dein Ehrgeiz nicht langen. Fürs Mädchel einen picture hat: und sie ist belohnt genug. Uebrigens kennen wir die Melodie. Jedesmal heißt's, Ihr habet nichts anzuziehen, und wenn Ihr dann landet, steht Usereiner starr vor dem Glanz. Kommt nur ruhig her. Das Andere findet sich. Kressin sieht im Januar vom Weiten netter aus. Seit Aeonen nicht hier gewesen. Ritterdienste garantirt. Ungeheures kann ich nicht versprechen. Aber gute Konzerte, ein paar Theaterstücke, die Dich amüsiren werden, für den Gatten trinkfeste Leute von tadelloser Gesinnung und fürs Kind bei Friedländer eine Schmucausstellung, vor der Verwöhnteren die Augen übergehen. Am ersten hellen Tag zeige ich Euch die neuen Denkmale hinterm Brandenburger Thor. So was war auf dieser Erde noch nicht da. Die Puppenallee dagegen das reinste Florenz.

Hier brennts schon. Grenzt hart an Politisches, das ich gern miede.

Wärst aber, trotz Goldneß und Spizen, dann doch nicht zufrieden. Kenne ja Dein Borussenherz. Weiß also nicht, kann sein... Alles programmgemäß, ohne jegliche Ueberraschung; und von Neuigkeiten keine Rede, — was nicht unter allen Umständen ein Fehler, Patriotin. Lange Vorarbeit für das Kanalbett. Wird wahrscheinlich gelingen, da Deine — nicht: meine — Parteigenossen müßig sind, nur noch Vorwand zum Einschwanken suchen und das Hauptstück ihnen einstecken wohl nicht angeschlossen wird. Die Zeit ist klug gewählt. Die Leute sagen sich, daß längerer Widerstand ihnen den Zolltarif ruiniren könnte (halten, bei Licht besehen, die hochwohlthätliche Regierung also nicht für sehr gewissenhaft). Hat der Landtag endlich genickt, dann darf man an die Handelsverträge denken. Wie die aussehen werden? Unter Witte wäre mit fünf Mark nichts zu machen gewesen; heute weiß Niemand, wer draußen Koch und wer Kellerneer ist. Noch viel weniger, wer morgen die Rechnung präsentiren wird. Unheimlicher Zustand. Der wichtigste Posten seit Monaten nicht besetzt. Wenns uns trösten könnte: die Klaffen stecken in keiner guten Haut. Selbst der Sultan parirt nicht wie sonst und in Ostasien leidet ihr Prestige, weil der Japaner ihnen auf der Nase tanzt. Der Krieg wäre längst erklärt, wenn sie Geld zu finden verständen. Aber ohne Finanzminister, der Schlupflöcher offen hat, ist nichts zu holen. Deshalb auch nichts zu prophezeien. Nikolai glaubt, mit gutem Willen und dem Geistespuß seines Hoffspiritisten auskommen zu können. Braucht uns nicht zu geniren, wenn nicht eines Tages wieder die Militärpartei ungeduldig und so mächtig wird wie unter Alexander, der auch friedlich sein wollte, vorm Türkenkrieg. Der alte Versuch einer Entladung nach außen. Wobei nicht zu überschen, daß es um uns recht einsam geworden ist. England, Frankreich, Italien in entente cordiale; und wie Magyaren und Tschechen sich für uns eckhauffiren werden, fühlt der Blinde mit dem Krüdstock. Vielleicht aber Unsinn, so weit zu denken; in beiden östlichen Kaiserreichen verschiedene unsichere Faktoren. Handelsvertrag jedenfalls dunkel wie die Tintensflasche. Daß ich von dieser Seeschlange nichts Graufiges fürchte, ist Deiner Weisheit längst bekannt; von den paar Kopelen würde das Kraut nicht fett. Axiom: Getreidepreis, der uns genügt, kommt auf die Dauer nicht wieder; und Großgrundbesitz ohne Großkapital wird nicht mehr rentabel. Wiederholte Begründung ersparst Du mir. Nur noch einmal, daß ich von Palliativmitteln nichts halte; und zu denen gehört jetzt auch das Wischen Zoll. Daher Börsengesetz und Ähnliches farcimentum (der Gatte ist klassisch) und nur Frage der Zeit, wann Industrie und Handel ihre letzten Wünsche durchsehen. Hundertmal wichtiger für uns, was draußen passiert. Ob Rußland Geld zur Eroberung

Astiens auftreibt. Wie die Sache in Amerika läuft. Wann die britische Welt schutzöllnerisch wird; wann, nicht: ob. John Bull muß, trotz allem Freihändlergeschrei, wenn er seine Kolonien nicht verlieren will, Chamberlains Weg gehen. Und dann können wir Dinge erleben, die ins Aichgraue reichen.

Deshalb darf selbst in diesem Weihnachtsbrief die Warnung nicht fehlen. Fuhr ordentlich zusammen, als ich las, Adolf sei unter die Industriepapiernen gegangen. Begreife ihn ja. Märklischer Roggen im vorigen Dezember 134, jetzt 128. Da sieht man sich um; und wer von dem neuen Aufschwung und den großartigen Ausichten liest, lect, als Familienvater, die Lippen. Wenn Ihr mich aber jemals für leidlich verständig gehalten habt: die Finger davon! Höchstens für Leute, die dans le mouvement sind; und auch Die müssen froh sein, wenn sie mit blauem Auge nach Hause kommen. Stehe draussen u. d. bin Dilettant (Gott sei Dank!), möchte aber jeden Eid leisten, daß der eigentliche Krach uns erst bevorsteht. Der Firniß ist geschickt aufgetragen (wir haben Bankcladierer) und deckt doch nicht alle Risse. Dein spekulativer Junker soll mal Kurs und Dividende der augenblicklich beliebtesten Werthe vergleichen; da stimmt schon nicht. Und woher der Segen kommen soll, ist mir schleierhaft. Kanal als Auffrischung der begnadeten Branchen, — soit. Auch Elektrizität, wenn die Raubmörderkonkurrenz beseitigt wird und die Preise sich heben, vorläufig wieder einigermaßen. Die Dampfmaschine ist im Aussterben; und die Turbine, die sie ersetzen soll, wird ein höllisches Stück Geld einbringen; Aber im Ganzen? Alte Vitanei. Wir haben uns zu hoch gebläht. Der Athem ist nicht lang genug. Alle Achtung vor den Kommerzianten des Helden von Le Bourget; er wird schlaugelaust und wahrscheinlich mehr als die berliner Reise verdient haben. Da er im Nebenamt aber Vater Deiner Kinder ist, solltest Du seine Knie umklammern und flehen: Raus aus den Kartoffeln! Niemand kann wissen, wanns zum Klappen kommt.

Bis dahin auch, was man so innere Politik nennt, nicht allzu aufregend. Ueber den Reichstag hat Egeria das Nöthigste gesagt. Bis auf den einen Punkt, den bekannten, wo ich jedesmal passe. Natürlich Alles gelesen; auch Boguslawski, ders sehr gut meint, aber nicht sehr weit sieht. Einer, für den die alte Preußenherrlichkeit das Gegebene, von Gott ewiglich Gewollte ist. Wäre wunderschön, ist aber nicht. Wir steht leider nicht viel fest, doch unverrückbar, daß wir eine versinkende Klasse sind. Nicht zu halten, weil als Klasse den neuen Verhältnissen nicht anzupassen; nur die Wahl zwischen Hofdienst und erwerbender Stadtbourgeoisie. Nun stelle Dir Preußen ohne den kleinen und mittleren Adel vor. Siehts nicht. Der Instinkt sagt's den Leuten, die

vornan sind, auch; sonst würden sie zäher Widerstand versuchen. Unter Caprio und Hohenlohe waren sie noch nicht so weit. Bülow hat das Talent, Glück zu haben. Er ist die Schreier und Starrköpfe los und kann, mit einiger Behutsamkeit, den Landfrieden schaffen. Erst recht, wenn mein Kalkül stimmt. Rückschläge in der Industrie: dann wird wieder der biedere Landmann aus seinem Winkel geholt und die wahren Wurzeln unserer Kraft liefern schöne Reden. Die Gutmeiner vergessen, daß auch im Staatsleben tout est dans tout; und daß zehn Jahre nicht auszuradiren sind. Innere Politik! Einer schreit ein Schlagwort: und Alle, denen es leidlich klingt, sind selig. Hast mal den Epimenides gelesen? Ich lasse mir nicht ausreden, daß der alte Herrgott von Weimar seine Landleute höhnte, als er das Gefolge des Jugendfürsten im Thor schmettern ließ:

Deun so Einer „Vorwärts“ ruft,
Gleich sind Alle hinterdrein
Und so geht es, abgestuft,
Stark und Schwach und Groß und Klein.
Hinan! Vorwärts! Hinan!
Und das große, das Werk ist gethan.

Das große Werk heißt jetzt — wie lange schon! —: Vernichtung der rothen Genossenschaft. Da ich noch immer zu den Besigenden gehöre, könnte mirs Recht sein. Steht aber übel um den Erfolg. Würden wieder anno 80 halten; der ganze Aufwand verthan. Unmoralisch wäre es nicht. Die den Vorschlag machen, wollen auch das Heil der Nation und Dein Boguslawski sagt treffend, daß die Sozialdemokratie selbst die schönsten Staatsstreiche liefern würde, wenn sie nur könnte. Doch man schämt sich nachgerade, von der Sache zu reden. Kommt ja nicht dazu; wenigstens nicht, so lange die Karre noch fährt. Deshalb am Besten Schluß der Debatte und endlich was Neues. Durch die Bülowstraße geht's freilich auch nicht. Schnjucht nach Sozialistengesetz, zu dem nur leider die Mehrheit fehlt; und: „Kein Beamter darf Sozialdemokrat sein!“ Würdte sie nicht zählen. Merkwürdig, daß der auf seine Art kluge Mann gar nicht mit dem Reiz des Verbotenen rechnet. Gerade nach Dresden hätte ichs anders versucht. Immer 'ran, meine Herren! Wir sind nicht graulich, gönnen Jedem wonnesam das Vergnügen, mit Ihnen zu tagen, kümmern uns überhaupt nicht mehr um die Farbennuance, rosa oder brandroth, und sind unglaublich sicher, daß Sie uns einstweilen nicht einbuddeln werden. Sie haben sich eine Ecke zu früh decouvriert und müssen zunächst mal gefälligst den eigenen Staatspalast reinsorgen... Auch kein unfehlbares Mittel, Trauteste, doch nicht ganz aussichtslos. Den Nimbus beseitigen! Heute dankt Jeder sich einen Heros, wenn er da mitmacht. Das zieht. Und dabei

geben Staatsbrante in Niegen rothe Zettel ab. Uebrigens geht Alles bekanntlich auf zwei Beinen und auch das Drakonische ließe sich probiren. (Meine Privatmeinung: nach 'nem halben Jahr wünschten die von Putzchen bedrohten, von Grüppchen geärgerten Unternehmer sich die stramme Margistenzucht zurück, die, halten zu Gnaden, noch keinen Abschluß gestört hat.) Nur nicht das endlose, sinnlose Gerede, ob oder ob nicht. Vähmt seit 90 das Reichsgeschäft.

Noch ein recht nettes Mittel: gute Politik machen, Ziele zeigen, was vor sich bringen. So lange Bebel interessanter als Limburg und Sattler, ist wenig Hoffnung. Nous piétinons sur place, Borussin, und bieten der Volksphantasie (steht nicht im Etat) nichts als die Rumpelkammer, für deren Mottenherrlichkeit sich der Deutsche ergebenst, aber deutlich bedankt.

Militaria. Das ist ein böses Kopitel. Ich kann Deinen Major nicht so hart schelten, denn in der Scheibe sitzt sein Schuß. Alles recht hübsch, was die Regirenden gesagt haben. Der Kriegsminister so gut wie seit Bronsart keiner; ernsthaft, tapfer und ohne Phrasenwattirung. Was nützt? Das Letzte darf er nicht sagen; und bei uns muß man doch, wie wir sehen, erst ausdrücklich sagen, was anderswo ohne viel Reden empfunden wird. Daß man den Soldaten nicht für Kulturverzärtelung erzieht, sondern für eine barbarische Sache. Die bleibt, trotz Genfer Konvention und haager Gericht. Und wer den Zweck will, soll über die Mittel nicht die Nase rümpfen. Breidenbachs brauchen nicht vorzukommen — sind schließlich auch so selten wie Knabenschänder —, aber nach den Regeln feinsten Humanität wirds nie zu fingern sein. Kommiß, Lieutenantsmama! Das muß man gerochen haben. Wenn die Maschine nicht läuft wie der Deibel, kann man sie lieber abschaffen. Nichts für mich (weßhalb früh unglückliche Versuche in Diplomatie), vorläufig aber unentbehrlich. Eine der übelsten Seiten der Rothen (die Alles sentimental nehmen und sich für riesig modern halten), daß sie einen Heidenlärm machen, weiß Spähne giebt, wo gehobelt wird. Jeder soll ein Englein mit Flüglein sein. List, Roheit, ein Unzüchtchen: Pfui! Sie selbst aber sind von Menschlichkeiten auch nicht ganz frei. Und seit die Welt in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, gings noch nie mit sauberen Pjoten zu, weder oben noch unten. Deinen Jungen begreife ich. Die Chose hält nur unter besonderer Schutzvorrichtung. Einfach dumm, den bunten Rock an die Stelle des Türkenkopfes zu hängen, nach dem Jeder schießt. Will man ihn oder nicht? Ja. Also Ruhe im Glied. Sonst bleibt am Ende wirklich nur eine Campagne als letztes Mittel, um die Autorität zu retten. Und dann hätten nicht nur Lieutenants ins Gras zu beißen. Kein Thi ännchen, Meinette von Pommern; wir sind noch nicht

so weit. Zur Aufmunterung rasch was geistlich Tröstendes. Centennarfeier in Hannover. Der Militäroberpfarrer hat das Wort und erzählt, Napoleon habe sein Volk, das „aus dem Narrenhaus entlassen“ schien, „durch seine Infanterie, Artillerie und Kavallerie zur Vernunft gebracht.“ Historisch. Noch mehr nach meinem Herzen der Satz: „Wir wollen heute ein Fest seltener Art vor dem Angesichte der göttlichen Majestät, des Königs aller Könige, und unter den Augen der irdischen Majestät, unseres vielgeliebten Kaisers und Herrn, begehen.“ Offenbar neueste evangelische Rangordnung.

Sonst aber, bei sämmtlichen Göttern, nichts Neues. Sei froh. Diese Woche gehöret dem guten Allen. Dem Besten, scheint mir, trotzdem ich Frommheit nie lernte. Du hast die Weihe, hast überhaupt Alles, was Menschenbegehrt. Gesunde Kinder, die Maid beinahe Braut, einen Standesgemäßen, mit dem Du, wie sich spät, aber deutlich zeigt, in märchenhaft glücklicher Ehe lebst, und einen Bruder, den selbst Deine bitterste Laune nicht von schlechten Eltern nennen darf. Brauchst fürs Römische Reich nicht zu sorgen. Das quält sich schon so sacht durch und hört nicht auf die vox clamantis in deserto. Guck Du mir aus lustigen Augen in die Christanne! Konnte viel schlimmer kommen; öffentl. und privatim. Den Kleinen trägt's auch noch: so schnell verschicken die Preußen ihr Silber nicht. . . Und nach den Festen bald auf die Strümpfe gemacht! Will der Rebel nicht, so bleibt er an seinem Herd und lernt in der Noth beten. Das mit der Einheit des Ortes gar nicht so falsch, wie Dein sehnsüfter Sinn träumt. Hättet Euch viel öfter mal trennen sollen, statt immer als Papageienpärchen neben einander auf der Stange zu hocken. Frage Lotten, wies schmeckt. Die natürlich zehntausend Grüße sendet und schon im Voraus für all die verheißenen guten Gaben dankt. (Vom Schwiegerneffen in spe habe ihr nichts gesteckt, weil selbst die besten Weibchen das Mündchen nicht halten können, wenn Eheliches im Spiel.) Gute Nacht, mein Herz. Sobald der Engel auf der Tannenspitze den ersten Strahl kriegt, bist Du verpflichtet, an Den zu denken, der war, ist und sein wird

Deiner Unvergleichlichkeit unwürdiger Knecht

Moriz.



Die Entwicklung der Chirurgie.*)

Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß das vergangene Jahrhundert für die Chirurgie als Zweig der Heilkunde und ihre Entwicklung als Wissenschaft auf Grundlage moderner Naturforschung mehr geleistet hat als die vergangenen 2200 Jahre von Hippokrates bis zur Gründung der Académie de Chirurgie in Paris. Die Wundarzneykunde, wie die praktische Heilkunde im Allgemeinen, ist aus den Bedürfnissen des täglichen Lebens hervorgegangen, da die Menschheit, die von Krankheiten, Verletzungen und Gebrechen aller Art befallen ist, dringend Abhilfe verlangt. Wenn kundige und sachgemäße Hilfe fehlte, mußte ein Laie, der durch Familien-tradition einiges Talent, eine durch allzu große Gewissenhaftigkeit nicht angekränkelte Erfahrung und genügenden Muth mitbrachte, in die Bresche einspringen. Dieser suchte, so gut er konnte, mit seinen Rathschlägen und Manipulationen den Schaden wieder gut zu machen, hat ihn aber manchmal aus Unkenntniß auch verschlimmert. Das geschah so in alten Zeiten, geschieht jetzt noch auf Schiffen, im Pfarrhaus des einsamen Gebirgsdorfes, im weltverlorenen Forsthaus oder bei plötzlichen Unglücksfällen; und da mit voller Berechtigung, der die modernen, namentlich durch Esmarck ins Leben gerufenen Bestrebungen des Samariterwesens ihren praktischen Ausdruck verliehen haben. Aber wie die wilden Schößlinge den edlen Rosenstrauch überwuchern und endlich erdrücken, wenn nicht die sorgsame Hand des Gärtners sie beschneidet, so konnte sich auf dem Boden der modernen Gesetzgebung, welche die ärztliche Kunst und Praxis dem Laienelement schutzlos preisgegeben hat, das Kurpfuscherthum üppig entwickeln und droht, den edlen Trieb der wissenschaftlichen Medizin, der nicht bloß als Produkt des menschlichen Geistes eine der schönsten Blüthen menschlicher Kultur darstellt, sondern auch für das Wohl und Weh des einzelnen Menschen und des gesammten Staates von der einschneidendsten Wichtigkeit ist, zu ersticken.

*) Herr Professor Dr. Czerny hat die Rede, die er bei einer akademischen Feier als Prorektor der Universität Heidelberg hielt, der „Zukunft“ zur Verbreitung überlassen. Das hier veröffentlichte Hauptstück behandelt die Entwicklung der Chirurgie während des neunzehnten Jahrhunderts. Im Anschluß an diese Darstellung betrachtete der Redner dann noch die Unterrichtsfrage. Er hält das humanistische Gymnasium für die Stätte der besten Vorbildung, fordert aber breiteren Raum für den physikalisch-naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht. Mehr als achtundzwanzig obligate Schulstunden in der Woche dürfe der Hygieniker nicht gestatten; auch müsse er verlangen, daß die Lernenden durch angestellte Schulärzte kontrollirt werden. Der Schlußsatz lautete: „Wenn der Staat die Blüthe seiner Jugend zu neunjähriger Schularbeit zwingt, muß er auch dafür sorgen, daß sie dabei nicht nur geistig, sondern auch körperlich gedeiht.“

Es wird niemals möglich sein, Krankheit und Tod, Kummer und Elend aus der Welt zu schaffen, und es ist nur allzu menschlich, wenn die natürlichen Mittel versagen, auf übernatürliches Einwirken seine Hoffnung zu setzen. Ist doch aus dem Gesundbeten wieder ein Metier gemacht worden; und dennoch weiß Jedermann, daß es höchstens für eingebildete Kranke und Narren einen Nutzen haben kann. Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage ist die Furcht vor der ungewissen Zukunft zur Beherrschung der Geister, aber auch des Geldbeutels der Menschen ausgenützt worden. So lange die Menschheit noch nicht so gescheit ist, zu wissen, daß unser Sein und unser Befinden die unerbittlichen Folgen der ererbten und erworbenen Eigenschaften und der auf uns einwirkenden Einflüsse der Umgebung sind — eine Erfahrung, die wir wesentlich der modernen Biologie verdanken — und daß die Menschen nur durch eigene Thätigkeit und durch Generationen fortgesetzte Arbeit diese Verhältnisse zu bessern im Stande sind, wird es nothwendig sein, daß von Staates wegen ein Befähigungsnachweis dafür verlangt wird, wenn Jemand das Recht beansprucht, einen kranken menschlichen Organismus wiederherzustellen, der so viel komplizirter eingerichtet ist als eine Maschine, ein kaufmännisches Gebäude, Besitz oder Vermögen. Wir sind noch nicht reif für eine vollständige Freigebung der ärztlichen Praxis. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß viele Leidende, denen der zünftige Arzt nicht geholfen hat, sich an den Kurpfuscher wenden, der, in der Regel ohne jegliche Bildung, und nachdem er in anderen bürgerlichen Berufen Schiffbruch erlitten hat, sich durch schwindelhafte Reklame Glauben und Ansehen zu verschaffen sucht. Freilich ist Das gerade so unsinnig, wie wenn man seine Uhr von einem Trödler repariren läßt, weil er auch manchmal mit alten Uhren handelt.

Der Schade, der aus dem Ueberwuchern des Kurpfuschertumes hervorgeht, trifft nur zum geringsten Theil die Aerzte. Unendlich viel größer ist er für die Patienten, die so oft den günstigen Zeitpunkt versäumen, wo ihnen noch geholfen werden kann, und die nicht nur ihr Geld ohne jegliche Gegenleistung loswerden, sondern vor Scham, daß sie betrogen worden sind, an Leib und Seele zu Grunde gehen. Noch größer ist der Schade für den Staat, dessen heutzutage so wichtige Aufgaben in Bezug auf Bekämpfung der Volksheiden und ansteckende Krankheiten, zur richtigen Abschätzung der gegen Unfall Versicherten und zur Verbesserung des Loses der unbemittelten Kranken vollständig illusorisch werden. Nichts scheint aber schwerer zu sein, als einen Irrthum in der Gesetzgebung einzugestehen und wieder rückgängig zu machen. So mußten sich die Aerzte organisiren, um Schulter an Schulter gegen die Unbill der Gesetzgebung und die daraus hervorgehenden Schädigungen ihres Standes und der sanitären Verhältnisse der Gesellschaft anzukämpfen. Möge es dem zwanzigsten Jahrhundert gelingen, diese schwierige Streitfrage zu einem für alle Theile befriedigenden Ausgleich zu bringen!

Wenn wir Chirurgen heute mit den inneren Aerzten gemeinschaftlich im Kampf gegen Krankheiten zusammenstehen, so war Das bis ins achtzehnte Jahrhundert noch wesentlich anders. Die Chirurgie galt als eine niedrige, ja, zum Theil unehrliche Beschäftigung. Vielfach wurde sie im Umherziehen auf Messen und Jahrmärkten getrieben, und bevor der Kranke, der sich einem umherziehenden Bruch- oder Steinschneider anvertraut hatte, noch zum Bewußtsein des Schadens kam, der ihm angethan wurde, war der Uebelthäter längst über alle Berge.

Wenn auch in verschiedenen Staaten Chirurgen-Schulen errichtet worden sind, so bildeten doch die Barbieri und Bader eine niedere Kunst, die mit der medizinischen Wissenschaft nichts gemein hatte und deren Mitglieder von den Aerzten höchstens als niedere Heilgehilfen bei der Behandlung der Kranken gebraucht wurden. Erst die Leibärzte Ludwigs des Fünfzehnten, Maréchal und La Peyronie, veranlaßten die Gründung der Académie de Chirurgie, die im Jahre 1743 der medizinischen Fakultät gleichgestellt wurde. Sieben Jahre später wurde von Chopart und Desault die Ecole pratique de Chirurgie mit sechs Betten eröffnet. In England wurde der Unterschied zwischen den Surgeons und Physicians durch hervorragende Chirurgen, namentlich durch die bahnbrechenden Arbeiten John Hunters, ausgeglichen, wenn er auch bis heute noch nicht ganz verwischt ist. In Deutschland haben einige hervorragende Professoren an den Universitäten, wie Lorenz Heister zu Helmstädt, August Gottlob Richter in Göttingen und Karl Kaspar von Siebold in Würzburg die Chirurgie allmählich zu Ehren gebracht. Aber noch 1774, als Weberer von Wuthwehr in Freiburg seine Vorlesungen mit einer Rede über die nothwendige Vereinigung der Chirurgie und Medizin eröffnete, drohten die Studenten, sein Haus zu stürmen. Er selbst entging nur mit Mühe ihren Mißhandlungen.

In Berlin wurde schon unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1714 das „Collegium medico-chirurgicum“ auf Antrieb des General-Chirurgen E. C. Holzendorff gegründet; es sollte für die Ausbildung von Militärärzten sorgen. Erst unter dem General-Chirurgus Görde gelang es, das Friedrich-Wilhelms-Institut auf eine solche Höhe zu heben, daß seine Jünger für die zahlreichen Verwundeten in den napoleonischen Feldzügen gefühlvolle und theilnehmende Aerzte wurden, wie es der greise Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt wiederholt offen und unumwunden ausgesprochen hat. Die zahlreichen Schlachten, welche die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts blutroth beleuchtete, stellten an die Chirurgen unerhörte Anforderungen, verschafften ihnen aber auch eine Achtung in der gesellschaftlichen Stellung, wie sie sie vorher niemals besessen haben. In erster Linie sind hier die Leibärzte Napoleons, Larrey und Dupuytren, zu nennen,

welche die Erfahrungen, die sie auf den Schlachtfeldern gesammelt hatten, in die Spitäler übertrugen, die unter ihrem Einfluß neu organisiert wurden.

Im Hotel Dieu in Paris betrug die Mortalität Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf der chirurgischen Abtheilung 20 Prozent; und fast alle Amputirten und Trepanirten starben.

Dupuytren brachte den größten Theil des Tages in seiner Klinik zu, operirte und verband eigenhändig die meisten seiner Kranken und versammelte um seinen Lehrstuhl die strebsamen Chirurgen der ganzen Welt, so daß man ihn mit Recht den berühmtesten Chirurgen seiner Zeit nennen konnte. Auch die deutschen Chirurgen, wie Chelius, Philipp von Walther, Dieffenbach und Bernhard von Langenbeck, holten sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Anregung und höhere Ausbildung mit Vorliebe von Paris, seltener von Wien oder London.

Die wesentliche Grundlage der Chirurgie bildete damals die anatomische Untersuchung und Zergliederung des menschlichen Körpers. Die Operationen bestanden fast nur in Amputationen, Entfernungen von äußerlich sitzenden Geschwülsten, in der Behandlung von Wunden, Geschwüren und Beinbrüchen. Unter den geschickten Händen von Graefe, Dieffenbach und Anderen entwickelte sich die plastische Chirurgie, die sich die Wiederherstellung von entstellenden Defekten des Gesichtes, wie der Nase, Lippen, Augenlider, Wangen, zur Aufgabe machte. Dabei spielten die Blutung und die Schmerzen eine große Rolle und die Chirurgen suchten durch Schnelligkeit, glatte Schnittführung und elegante Ausführung der Operation diese Gefahren möglichst einzuschränken. Dazu waren genaue anatomische Kenntnisse damals, wie auch heute noch, unerläßlich. Das Studium der Vorgänge bei der Blutstillung, wie sie namentlich Scarpa in Pavia mit großer Sorgfalt betrieb, führte allmählich zu dem Studium der feineren Vorgänge bei der Wundheilung, das schon John Hunter im achtzehnten Jahrhundert begonnen hatte, das aber erst im neunzehnten Jahrhundert, besonders durch die deutschen Chirurgen, wie Billroth, Thiersch und Andere, das Verständniß der Heilungsvorgänge ermöglicht hat. Das Problem der Blutstillung beschäftigte die Chirurgen von Celsus bis auf Esmarck. War ja doch der Tod durch Blutverlust eine der ältesten Erfahrungen, die der Mensch bei offenen Verwundungen zu machen Gelegenheit hatte; und daß mit der Stillung des Blutstromes das fliehende Leben zurückgehalten werden konnte, haben wohl schon die homerischen Ärzte Podalirios und Machaon gewußt. Oft genügte ein geschickter Fingerdruck auf die blutende Stelle, der bei kleineren Gefäßen nach einiger Zeit die Verklebung und definitive Blutstillung herbeizuführen im Stande war. Größere Gefäße wurden, wenn sie verletzt waren, von den arabischen Ärzten und ihren Nachfolgern bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinein mit dem Glüh-

eisen behandelt und zu schließen gesucht. Es ist das unvergängliche Verdienst Ambroise Parés, durch die Ligatur, die Abbindung der Arterien, deren definitiven Verschluss zu erzielen. Aber noch bis zum Kriege von 1870 war die Unterbindung der Gefäße, die meist mit Seide vorgenommen wurde, eine Gefahr bringende Operation, da der Seidensaden durch Eiterung ausgestoßen werden mußte und die Eiterung nicht selten den das Gefäß verschließenden Thrombus wieder zur Auflösung brachte und dadurch eine tödliche Nachblutung hervorrief. Es dauerte noch lange, bis durch Listers Einführung von sterilisirten und resorbirbaren Ligaturfäden, durch Auskochen der Seide die Methode so sicher wurde, daß heutzutage der Tod durch Verblutung nach Operationen zu den größten Seltenheiten gehört.

Man überzeugte sich, daß zur Blutstillung der Blutpfropfen (Thrombus) nicht nothwendig sei, sondern daß der Verschluss der Gefäße auch durch direkte Bekleidung ihrer Wandungen mit Wucherung des Endothels zu Stande kommen könne. Man wagte deshalb, die Gefäße anzubinden, direkt am Abgange eines neuen Zweiges, ja, selbst Schnittwunden der Gefäße direkt zu nähen und endlich auch Stichverletzungen des Herzens durch die Naht zu schließen, wodurch jetzt schon manches Leben gerettet worden ist.

Diese Studien waren nur möglich unter dem Einfluß der neuen Wissenschaft der Histologie, der Gewerbelehre, deren Anfänge auf Felix Vicat (1803) zurückgehen. Als dann Schleiden und Schwann den Aufbau der Organismen aus Zellen nachgewiesen hatten und Virchow in seiner Cellular-Pathologie den Satz *omnis cellula e cellula* auch für die pathologischen Produkte bewiesen hatte, bemächtigten sich die deutschen Chirurgen mit Vorliebe dieser Studien über die feineren Vorgänge bei der Heilung der Wunden, der Entzündung und Geschwulstbildung und förderten dadurch in hohem Maße unseren Einblick in die Vorgänge des organischen Lebens bei der Erkrankung.

Sehr wesentlich wurden diese Studien durch das Thierexperiment unterstützt und gefördert. Schon Immanuel Kant hat 1787, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft, die Bedingungen, unter denen das Experiment Erfolg haben kann, scharf formulirt: „Die Vernunft muß, mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in der einen Hand, mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar, um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in Gestalt des Schülers, der sich Alles vorgeben läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestaunten Richters, der die Zeugen nöthigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.“ Im Experiment können wir uns willkürlich die Bedingungen schaffen und dadurch die Natur zwingen, auf unsere Fragen Antwort zu geben.

Schon Harvey entdeckte den Blutkreislauf, Albrecht von Haller die

Muskeleritabilität durch das Experiment. John Hunter machte Versuche über Uebertragung von vollständig abgetrennten Körperteilen, die wieder anheilten. Charles Bell entdeckte durch das Thierexperiment den Unterschied der sensiblen und motorischen Nervenwurzeln, die großen französischen Experimental-Physiologen, vor Allen Magendie und Claude Bernard, an die sich unsere deutsche Physiologenschule von Johannes Müller, Karl Ludwig bis auf Kühne angeschlossen hat, haben durch das Thierexperiment den stolzen Bau unserer Kenntnisse über die physiologische Thätigkeit der Organe errichtet. Noch in jüngster Zeit hat Pawloff in Petersburg in dem Institut, das der Herzog von Oldenburg gegründet hat, die Lehre von der Verdauung durch seine Versuche an Hunden aufgeklärt. Die Versuche von Meine in Würzburg über die Neubildung von Knochengewebe durch das Periost gaben Bernhard von Langenbeck den Anstoß zu seinen subperiostalen Resektionen, die im Kriege des Jahres 1864 zuerst in größerem Maßstabe zur Ausführung gekommen sind und bei richtiger Nachbehandlung ausgezeichnete Resultate herbeigeführt haben.

Gustav Simon hat an Thieren festgestellt, daß der Ausfall einer Niere durch die Funktion der anderen kompensirt werden könne, und hat es gewagt, das Resultat dieses Versuches mit glänzendem Erfolg auf den kranken Menschen zu übertragen und dadurch den Anstoß zu dem großen Gebiete der Nieren-Chirurgie zu geben.

Billroth und seine Schule förderten durch Thierexperimente unsere durch die Franzosen Jobert und Lembert angebahnten Kenntnisse über die beste Nahtmethode bei Verletzungen des Darms, studirten die Ausschneidung des Magens oder eines Magentheiles und eröffneten dadurch neue Gebiete der Unterleibs-Chirurgie.

So könnte ich Hunderte von Thatsachen anführen, aus denen unwiderleglich hervorgeht, daß das von manchen Seiten viel verklärte Thierexperiment nicht nur unsere Kenntnisse sehr wesentlich gefördert hat, sondern auch hundertfachen Nutzen für die Behandlung der Krankheiten und zur Linderung der dem ganzen Menschengeschlecht beschiedenen Qualen geschaffen hat. So lange die Menschen Millionen von Thierleben opfern, um ihren materiellen Hunger zu stillen, wird man auch das mit möglichster Schonung des Schmerzgeföhles ausgeführte Thierexperiment zur Stillung des Wissensdurstes gestatten müssen. Der Drang nach der Erforschung der Wahrheit ist nicht weniger quälend als der materielle Hunger und Durst. Sonst hätten nicht Hunderte von Märtyrern für ihre Ueberzeugung Lebensglück und Gesundheit hingeopfert und sich dem Märtyrertode geweiht.

Auch die genauere Kenntniß der schmerzstillenden Mittel, die unendlich viel zur Verminderung und Abschwächung der alle chirurgischen Eingriffe begleitenden Schrednisse beigetragen haben, verdanken wir im Wesentlichen

dem Thierexperiment, wenn auch die Anfänge auf zufällige Beobachtungen beim Menschen zurückzuführen sein dürften. Die Empfindungslosigkeit des Menschen im Alkoholauswurf ist sicher eine Jahrhunderte alte Erfahrung. Humphry Davy benutzte die damals neue Kenntniß der Gase zu therapeutischen Zwecken und ließ Sauerstoff, Stickoxydul, dem er den Namen Lachgas gab, und sogar auch Schwefeläther zur Beseitigung von asthmatischen Beschwerden einathmen. Aber erst der Chemiker und Arzt Jackson und der Zahnarzt Morton in Boston empfahlen 1846 systematisch die Anwendung der Aethernarkose zum Zweck der schmerzlosen Ausführung von Operationen. Die Amerikaner beschenkten die alte Welt mit der künstlichen Erzeugung der Schmerzlosigkeit und dürfen mit Stolz ihren später so unglücklichen Landsleuten die Devise aufs Grab setzen: Jovi dolorem eripuerunt.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier genauer schildern, wie der Aether von dem Schotten Simpson durch das Chloroform ersetzt worden ist, wie die alten Methoden der lokalen Anästhesie durch Kältewirkung wieder durch neue Mittel, wie die Aetherzerstäubung, zur Anwendung gekommen sind, wie man nach Erkenntniß der Gefahr, welche die allgemeine Anästhesie als eine Art Vergiftung in sich birgt, sie zu ersetzen suchte durch lokale Anästhetica, wie die Auffindung des Cocains und seiner synthetischen Ersatzmittel immer mehr dazu führt, den schmerzstillenden chemischen Kern von den giftigen Stoffen zu isoliren, und wie die merkwürdigen Produkte, die man aus der Nebenniere gewonnen hat, diese lokal anästhesirende Wirkung in wunderbarer Weise zu steigern vermögen. Thatsache ist, daß all diese noch immer im Fluß befindlichen Untersuchungen unsere Kenntniße über die Funktion der Nerven, über deren eigenthümlichen Reiz, den wir als Schmerz empfinden, außerordentlich vertieft haben, daß aber auch die Beseitigung der Schmerzempfindung es uns ermöglicht hat, operative Eingriffe auszuführen, vor denen noch wenige Jahrzehnte vorher die kühnsten Chirurgen zurückgeschreckt wären.

Dahin gehört in erster Reihe die enorme Entwicklung der Chirurgie der Unterleibsorgane. Noch in seiner Operativen Chirurgie hat Dieffenbach, der kühnste und geschickteste Chirurg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Ausführung der Ovariotomie als ein tollkühnes Unternehmen bezeichnet, das weder dem Kranken noch auch dem Operateur Segen bringen könne. Dennoch hatte schon der amerikanische Arzt Mac Dowell seit dem Jahr 1809 mit Absicht und Erfolg mehrere Ovariotomien ausgeführt. Seine Berichte wurden aber nicht beachtet. Die spärlichen Versuche, ihm nachzuahmen, hatten erst in den Händen von Spencer Wells in London und Köberlé in Straßburg durchschlagenden Erfolg. Erst die Einführung der antiseptischen Wundbehandlung durch Lord Joseph Lister hat den mit Eröffnung des Bauchfells verbundenen Operationen ihre Gefahr genommen und den Erfolg aller ope-

rativen Eingriffe so sehr gesichert, daß ihre Zahl gegen früher nicht nur ver-hundertfacht worden ist, sondern die Prognose des Eingriffes als solchen sich mit mathematischer Genauigkeit nach den bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiet voransbestimmen läßt. Zufällige Wundkrankheiten, Eitervergiftungen, septisches Wundfieber, Rothlauf, Starrkrampf, die früher oft zu den einfachsten Eingriffen hinzukamen, lassen sich durch die Einführung der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung von nicht infizierten Wunden mit fast vollkommener Sicherheit abhalten.

Die Mortalität der Ovariectomie, der Amputationen, der komplizierten Knochenbrüche, die früher 50 bis 60 Prozent betrug, ist durch Listers Entdeckung und ihre Ausbildung auf 5 bis 6 Prozent gesunken. Viele Operationen, die man früher wegen der großen Lebensgefahr kaum auszuführen wagte, gehören jetzt zu den täglichen Aufgaben des Chirurgen. So die Exstirpation des Kropfes; die uralte Trepanation, die fast vergessen war, wurde erweitert zur Gehirn-Chirurgie und diente nicht allein zum Auffuchen von Abszessen, zur Entfernung von Knochensplintern, sondern auch zur Beseitigung von Geschwülsten in der Gehirnoberfläche. Die dabei gemachten Erfahrungen erweiterten unsere Kenntnisse über die Lokalisation der Gehirnfunktion. Auch der Rückgratskanal wurde eröffnet und verborgene Geschwülste, die aus den Symptomen richtig diagnostiziert werden konnten, beseitigt und in manchen Fällen dem Rückenmark seine Leistungsfähigkeit zurückgegeben. Die operative Behandlung der Ergüsse in die Brusthöhle, selbst in den Herzbeutel wurde wieder aufgenommen, methodisch ausgebildet und führte viel häufiger zu einem günstigen Erfolg als vorher. Durch die Radikaloperation der Unterleibsbrüche werden Tausende von jungen Menschen von dem lästigen und unsicheren Bruchband befreit und Hunderte wieder dienstfähig fürs Militär und leistungsfähig für schwere Arbeit. Als ganz neues Gebiet wurde die operative Beseitigung der Gallensteine, wenn sie allen Bemühungen der inneren Medizin zum Trotz nicht abgehen wollen und ihrem Träger große Beschwerden und Gefahren verursachen, durchgeführt. Die älteren Versuche, Leberabszesse und Echinoskollen operativ anzugreifen, wurden mit glücklichem Erfolg wieder aufgenommen und selbst Geschwülste aus der Leber entfernt, wobei die Experimente von Bonica die merkwürdige Regenerationsfähigkeit der Lebersubstanz nachgewiesen haben. Zu den schon erwähnten Operationen am Magen- und Darmkanal, die durch die chemische und mechanische Untersuchung des Inhaltes und der Lage mit der Magenpumpe außerordentlich an Sicherheit gewonnen haben, gesellte sich die operative Behandlung der Blinddarm-Entzündung, als deren Ausgangspunkt der Wurmfortsatz erkannt wurde, dessen Beseitigung die großen Gefahren der Erkrankung in der Regel aufhebt. Die Operation ist leider beinahe Mode geworden, zum Theil, weil durch die ope-

rativen Eingriffe die früher sehr ungewisse Diagnose viel sicherer gemacht worden ist, zum Theil aber auch, weil die Erkrankung durch die Lebensweise, vielleicht auch durch die wiederholten Influenza-Epidemien häufiger geworden ist. Auch die Operationen an der Blase und an der Niere haben an Sicherheit gewonnen und ihre Erkennung durch Erfindung des Blasen spiegels große Fortschritte gemacht.

Wenn der Unterschied in der Gesammtheit der Mortalität nach Operationen von jetzt gegen früher nicht so auffallend sich gebessert hat, wie ich es für die Amputation und die Ovariectomie hervorgehoben habe, so liegt es daran, daß immer neue und schwierigere Operationengebiete erobert worden sind und daß die erzielten Erfolge zu Eingriffen ermutigten, bei denen die Aussichten nur gering sein konnten. Selbst der Kranke bemächtigt sich der Gedanke, daß, wenn alle Hilfsmittel nichts nützen, vielleicht durch eine Operation noch geholfen werden könne, und gar manchmal läßt sich der Operateur dadurch zu einem Eingriff bestimmen, den er bei genauer Kenntniß der Sachlage lieber unterlassen hätte. Das vorgerückte Alter gilt im Allgemeinen nicht mehr als eine Gegenanzeige operativer Eingriffe, aber dennoch können wichtige Organe des Kreislaufes und der Lunge so abgebraucht sein, daß Komplikationen von dieser Seite einen Strich durch die beste Berechnung machen.

Lister ging bei der Entdeckung seiner Behandlungsmethode von den Untersuchungen Pasteurs aus, der nachwies, daß die Fäulung von Flüssigkeiten ausbleibt, wenn man den Zutritt von organischen Keimen verhindert. In dieser Beziehung hatte Pasteur schon Vorgänger, da Schwann, Helmholtz, Schröder und Dusch durch ähnliche Experimente den selben Beweis, wenn auch vielleicht nicht so augenfällig, geliefert hatten. Lister wurde durch den auffallenden Unterschied im Heilungsverlauf von einfachen und komplizierten Knochenbrüchen dazu geführt, daß die so viel größere Gefahr bei den offenen Knochenbrüchen durch das Hinzutreten der Luft und von Fäulungserregern bedingt sein müsse. Er suchte deshalb die Luft und die Wunde zu desinficiren und benutzte dazu als bestes Antiseptikum die Karbolsäure. Mit divinatorischem Scharfblick erkannte er aber auch die Wichtigkeit, die Hände und Instrumente vor der Berührung mit anderen infektiösen Stoffen in Acht zu nehmen und die mechanischen Insulte der Gewebe bei den Operationen auf das möglichst geringste Maß einzuschränken. Wie er sich ausdrückte, solle man die Wunde allein lassen, wenn sie gut heilen solle. Auch Lister hatte in dieser Beziehung schon einen Vorgänger, da schon vorher der Geburtshelfer Semmelweis in Wien die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß das in den Gebärkliniken so gefährliche verheerende Wochenbettfieber durch Uebertragung von fauligen Stoffen, namentlich durch die Hände der Ärzte und Hebammen, zu Stande komme und daß äußerste Sauberkeit und möglichst wenig Berührung der Gebärenden diese Gefahren erheblich einschränken oder beseitigen könne.

Schon Lister hat sich bemüht, seine Methode nach verschiedenen Richtungen zu modifiziren; aber die wesentlichste Vereinfachung und experimentelle Begründung hat sie in Deutschland gefunden. Durch Bruns und Mikalicz wurde festgestellt, daß die Gefahr der Luftinfection verhältnißmäßig gering sei, daß man den Karbolspray Listers entbehren kann, daß die antiseptischen Mittel nicht nur Gifte für die Bakterien, sondern auch für die Gewebe des menschlichen Körpers sind und daß man auch ohne sie, mit strengster Reinlichkeit, Desinfection der Instrumente und Verbandstoffe, durch Hitze und strömenden Dampf im Stande ist, die besten Heilungsergebnisse zu erzielen. In Folge dessen ist die aseptische an die Stelle der antiseptischen Methode getreten (Bergmann). Da sich herausgestellt hat, daß auch bei der größten Vorsicht und gründlichsten Desinfection eine vollkommene Keimfreiheit der Wunde nicht zu erzielen ist, trotzdem aber der Heilungsverlauf sich regelmäßig aseptisch gestaltet, hat man gelernt, den im lebenden Körper vorhandenen Schutzkräften gegen die Infection größeren Werth beizulegen und die mechanische Infiltration der Gewebe bei den Operationen auf das möglichst geringste Maß einzuschränken.

Bei diesen Studien über die Ursachen der Wundinfection, die namentlich durch Theodor Billroth und Otto Weber mit Zuhilfenahme der damals von Bärensprung und Anderen ausgebildeten Thermometrie eingeleitet worden sind, hat man das zahllose Heer der Bakterien namentlich mit Hilfe der durch Robert Koch verfeinerten Kulturmethoden genauer kennen gelernt. Man hat gefunden, daß sie zwar durch ihre ungemein rasche Vermehrungsfähigkeit die Gefäße und Gewebe schädigen und durch ihre Stoffwechselprodukte den Organismus vergiften, daß sie aber bei ungünstigen Lebensbedingungen auch leicht zu Grunde gehen oder doch ihre Gefährlichkeit einbüßen. Das genaue Studium auf künstlichen Nährböden im Thierexperiment hat diesen kleinen Unholden, zum Beispiel: den Pestbazillen, einen großen Theil ihres Schreckens genommen, wenn auch mancher Experimentator seinen weniger vorsichtigen Umgang mit ihnen durch Selbstinfection mit dem Tode büßen mußte. Das genaue Studium der mit diesen Mikroben infizirten Thiere hat ergeben, daß bei vielen eine gewisse Angewöhnung eintreten kann und daß die Thiere eine Immunität gegen weitere Ansteckung mit diesen Mikroben gewinnen. Diese Thatsache, die sich an die alte klinische Erfahrung, daß das Ueberstehen einer Infectionkrankheit, wie Blattern, Scharlach, Masern, vor einer zweiten Erkrankung meistens schützt, fügte dazu, aus den immunisirten Thieren Schutzstoffe zu gewinnen, die sowohl die Thiere selbst gegen solche Seuchen sichern als auch den Menschen wie durch einen Impfstoff gegen diese Krankheiten immunisiren oder durch hochpotenzirte Schutzstoffe von der schon ausgebrochenen Krankheit wieder befreien können.

Den glänzendsten Erfolg auf diesem Gebiete hat Behring durch die Entdeckung des Diphtherieserums erzielt. Die früher so gefürchtete Diphtherie hat bei seiner rechtzeitigen Anwendung den größten Theil ihres Schreckens verloren und durch die fortgesetzte Bekämpfung auch ihre frühere Gefahr zum Theil eingebüßt. Hier in Heidelberg ist durch die Einführung des Diphtherieserums die Behandlung der diphtheritischen Kinder und die jetzt seltener gewordene Tracheotomie fast vollständig von der chirurgischen Klinik auf die Kinderklinik übergegangen. Es ist sehr erfreulich, zu sehen, daß die modernen Fortschritte der Therapie auch wieder manche Gebiete für die innere Behandlung zurückerobern, während immer neue Gebiete innerer Krankheiten der mechanischen — Das heißt: der chirurgischen — Behandlung zugeführt werden.

Die stets zunehmende Verwerthung physikalischer und chemischer Untersuchungsmethoden für die Diagnose der Krankheiten ist eine wesentliche Ursache, daß sich von dem Hauptstamm der Chirurgie verschiedene wichtige Seitenzweige selbständig entwickelt und im Laufe des Jahrhunderts abgetrennt haben. Bis zur Erfindung des Augenspiegels durch Hermann von Helmholtz beschränkte sich die Augenheilkunde wesentlich auf die Behandlung der äußeren Theile des Sehorgans bis zur Linse. Dieses beschränkte Gebiet konnte der Chirurg neben seinen verhältnißmäßig einfachen sonstigen Aufgaben noch bewältigen. Nachdem aber Helmholtz wie mit einem Schlage das Innere des Auges dem staunenden Blick bis in den verborgensten Winkel bloßgelegt hatte, nachdem er in seiner Physiologischen Optik die mathematischen Probleme der Dioptrie auf die Refraktion-Anomalien des Auges anwenden gelehrt hatte, stellte sich, im Zusammenhange mit der durch Heinrich Müller, Max Schulze, Brücke, Leber geförderten mikroskopischen Anatomie des Auges, eine solche Fülle von neuen Problemen ein, daß sie nur durch geniale, unermüdlische Spezialisten gelöst werden konnten. Im rechten Moment trat die Lichtgestalt Albrechts von Gräfe auf. Wie wenn ein alter Baum durch ein neues Pflanzstreu veredelt wird, so wurde die gesammte Heilkunde durch die Entwicklung der Augenheilkunde fruchtbringend beeinflusst.

Auch die Erfindung des Kehlkopfspiegels, der von Czermak und Türk in Wien für die Praxis nutzbar geworden ist, ermöglichte die lokale Behandlung der Kehlkopfleiden unter Leitung des Gesichtes. Die ersten operativen Erfolge, die Viktor von Bruns in Tübingen auf diesem Gebiet erzielte, veranlaßten die Abzweigung einer neuen Spezialität, die sehr bald die Erkrankungen der Luftröhre, der Nasen- und Rachenhöhle sich hinzugesellte.

Auch die Ohrenheilkunde, die lange etwas stiefmütterlich im Nebenamt von der Chirurgie verwaltet wurde, erhielt durch die Erfindung des Ohrenspiegels durch Lownbee und durch die systematische Bearbeitung ihrer physikalischen Grundlagen durch Helmholtz mächtige Impulse und hat in den

Händen gewiegter Spezialisten den alten Skeptizismus durch glänzende Erfolge überwunden. Durch kühne Operationen am Warzenfortsatz, Behandlung der Gefahr drohenden Eiterungen in den benachbarten Blutleitern und Gehirnpartien haben Ohrenärzte und Chirurgen einander befruchtet.

In Deutschland ist die operative Gynäkologie, für die Gustav Simon in Heidelberg bedeutsame Fortschritte angebahnt hat, wesentlich an die Geburtshelfer übergegangen und hat sich in deren Händen mächtig entwickelt. In anderen Ländern führt sie entweder ein selbständiges Dasein oder wird mehr von Chirurgen ausgeübt.

Die mechanische Behandlung von Verkrümmungen der Extremitäten durch Maschinen, wie sie namentlich Zander in vorzüglicher Weise erdacht hat, die Wiederaufnahme der Massage, die von den Römern geübt und im Orient niemals ganz vergessen war, die damit vielfach verknüpfte Hydrotherapie, die Heißluft- und Lichtbäder, die Anwendung von Elektrizität, die schwierige Verbandtechnik sind die Veranlassung, daß auch die Orthopädie sich neben der Chirurgie selbständig entwickelt und neue Gebiete, namentlich aus der Neuro-pathologie, eroberte. Die Anwendung der Röntgenphotographie, die uns so wichtige Dienste bei der Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen, bei der Entfernung von Fremdkörpern leistet, hat sich zu einer schwierigen und auch kostspieligen Technik ausgebildet, welche die Zeit und Intelligenz eines geschickten Mitarbeiters reichlich in Anspruch nimmt.

So sehen wir, daß die Chirurgie mit der Ausdehnung ihres Machtbereiches auch wieder Einbuße erleidet dadurch, daß neue Spezialitäten sich von ihr abzweigen, die allerdings in ihrer selbständigen Entwicklung wieder mächtig zur Fortbildung der Heilkunde beitragen. Aber wie jedes Ding in der Welt zwei Seiten hat, so stehen auch hier dem Licht manche Schatten gegenüber. So viel auch Deutschland zu der Entwicklung der Chirurgie beigetragen hat: es ist doch kein bloßer Zufall, daß die zwei größten Erfindungen, die den mächtigen Aufschwung der Chirurgie ermöglicht haben: die Einführung der allgemeinen Narkose und die antiseptische Wundbehandlung, nicht bei uns, sondern in Amerika und England gemacht worden sind.

Der enorme Fortschritt auf fast allen Gebieten der wissenschaftlichen Medizin, wie in der Chirurgie, hat deren Studium im neunzehnten Jahrhundert viel schwieriger und komplizierter gemacht. Wenn auch mancher alte Plunder über Bord geworfen wurde, so ist doch die Menge Dessen, was der junge Student bis zu seinem Staatsexamen zu bewältigen hat, eine so große, daß auch die jetzt durchgeführte Verlängerung des Studiums auf zehn Semester und die Hinzufügung des praktischen Jahres ihn unmöglich zu einem Meister auf allen Gebieten der Medizin machen kann. Gut die Hälfte seiner Studienzzeit geht auf die theoretischen Grundlagen und gerade

in Deutschland wird auf diese das allgrößte Gewicht gelegt, weil sie den jungen Arzt befähigen, mit der fortschreitenden Wissenschaft mitzugehen und, wenn er richtig medizinisch denken gelernt hat, auch auf ihm bisher unbekanntem Gebieten sich mit Hilfe der Literatur unter beratender Beihilfe anderer Kollegen zurechtzufinden. Die praktische Ausübung der Heilkunde erfordert so viele Handfertigkeiten, die gelernt und geübt werden müssen, die für jede Spezialität mit eigenen Hilfsmitteln und Instrumenten umgeben sind, daß er während der Studienzeit auch bei ausgebildetem mechanischen Talent sich doch nur in beschränktem Maß praktisch ausbilden kann. Da heißt es, auch in seinen Zielen und Anforderungen Maß halten. Ich kann in den klinischen Vorlesungen meine Zuhörer unmöglich in der Ausführung der Operationen, der streng aseptischen Durchführung der Verbände, der Einführung und praktischen Benutzung der verschiedenen Sonden und Spiegel in enge Kanäle bis zur Meisterschaft bringen. Sie sehen ja all diese Dinge vielfach und, wenn auch jeder Fall sein individuelles Gepräge hat, manchmal bis zum Ueberdruß; aber das Zusehen macht noch nicht den Meister, und selbst wenn dem Praktikanten einfache typische Operationen und Verbände überlassen werden, so kann doch erst länger fortgesetzte Übung ihn für alle Anforderungen der Praxis genügend vorbereiten. Auch dazu findet sich Gelegenheit, wenn die Studierenden den guten Willen haben, als Praktikanten auf der Abtheilung unter Leitung der Assistenten sich zu beschäftigen. Am guten Willen fehlt es den Meisten nicht, wohl aber an der Zeit, da die Zahl der Vorlesungen für den Mediziner eine so große ist, daß 35 bis 40 belegte Stunden in der Woche nebst mehreren Stunden praktischer Übungen ein ganz gewöhnliches Pensum darstellen. Da wir auf der Universität keinen Besuchszwang der Kollegien haben, so ist selbstverständlich, daß diese gesundheitlich ganz unerlaubte Ueberbürdung mit Arbeit nur durch gelegentliches Schwänzen der Vorlesungen erträglich gemacht wird. Durch die Einführung eines praktischen Jahres sollen die jungen Ärzte mehr als bisher in die Praxis eingeführt werden. Da aber die Wahl der Fächer, mit Ausnahme der inneren Medizin, freisteht, so ist zweifelhaft, ob für die chirurgische Ausbildung der Ärzte dabei sehr viel herauskommen wird. Trotz all diesen Schwierigkeiten hat sich in den letzten Dezennien eine so große Zahl junger Ärzte in der Chirurgie ausgebildet, daß das Bedürfnis Deutschlands nach Chirurgen sicher mehr als doppelt gedeckt ist. Wir haben heutzutage keine Kriege mehr nöthig, um Chirurgen auszubilden. Die zahllosen Maschinen, die mannichfachen Transportmittel, die sozialen und politischen Streitigkeiten und die Hast des täglichen Lebens und Broterwerbes veranlassen so viele Unglücksfälle und Verletzungen, daß in Deutschland etwa in anderthalb Jahren so viele Verletzungen zur Behandlung kommen wie während des Feldzuges

von 1870 in der deutschen Armee. Deshalb sind auch in allen Städten und Industriebezirken chirurgische Abtheilungen, zum Theil mit allermodernsten Einrichtungen, unter tüchtigen Ärzten eingerichtet worden, die mit einem großen Stab von Assistenten arbeiten und sie in die chirurgische Praxis einführen.

Ich, zum Beispiel, arbeite mit zehn Assistenten und betrachte einen vierjährigen Lehrkurs, wobei alle Jahre eine andere Abtheilung bezogen wird, für ausreichend zur chirurgischen Ausbildung nach beendetem Staatsexamen. Wenn nur der junge Chirurg nach zehnjährigem Studium auch gleich seine Verwendung finden könnte als Chef einer chirurgischen Abtheilung, als Gewerkschaftsarzt oder als Dozent der Chirurgie! Aber die Stellen sind nicht nur überall besetzt, sondern auch die Aussicht, in eine davon einzurücken, durch meist vorhandene Anwärter sehr gering. Kurz, wie auf allen Gebieten, so ist auch auf diesem in unserem allzu engen Vaterlande die Konkurrenz übergroß. Deshalb ist die Furcht des Publikums, daß zu leicht und zu viel operirt werde, nicht ganz ohne Grund. Es ist immer so gewesen, daß, wenn eine Operation neu aufkam und günstige Erfolge aufzuweisen hatte, die Inzibitation etwas zu leicht genommen wurde und häufiger ausgeführt wurde, als vielleicht absolut nothwendig gewesen wäre: sie wurde eben eine Modeoperation. So war es früher mit dem Aderlaß, dem Schröpfen, dem Ansetzen des Haarfeils, der Durchschneidung des Zungenbändchens, der Verkürzung der Uvula, der Herauschnidung der Mandeln, der Tenotomie und manchen gynaekologischen Operationen. Die Sicherheit, mit der man heutzutage strafflos Gelenke und die Bauchhöhle, ja, selbst die Schädelkapsel eröffnen kann, scheint manchmal die Erschöpfung aller diagnostischen Hilfsmittel, um die Natur eines Leidens zu ergründen, durch die Probeinzision überflüssig zu machen. Kurz, es wird manchmal vergessen, daß bei jeder Operation ein gewisses Risiko vorhanden ist, daß sie fast für jeden Menschen eine wichtige Entscheidung bedeutet, daß sie auch im besten Fall Narben hinterläßt und daß sie nur dann berechtigt ist, wenn man sicher ist, daß alle anderen Mittel erschöpft oder nutzlos sind, um die Heilung herbeizuführen. Diese Entscheidung kann manchmal recht schwierig sein und wird, je nach den in der Medizin herrschenden Anschauungen, immer etwas verschieden ausfallen, weshalb auch die konsultirenden Ärzte oft verschiedener Meinung sind. Die genannten Operationen sind zweifellos unternommen worden aus dem berechtigten Wunsch, zu helfen, waren aber manchmal der Ausfluß einer überflüssigen Vielgeschäftigkeit und hätten dann vielleicht durch andere, einfachere Mittel ersetzt werden können.

Da dem jungen Mediziner die glänzenden Erfolge in einzelnen Spezialitäten, besonders auf operativem Gebiet, sehr imponiren, so kann man sich nicht darüber wundern, daß sich viele nach kaum beendetem Studium ohne die breite Unterlage allgemeiner gründlicher Vorbildung sofort einer Spezialität zu-

wenden. Daß Dies zu einseitiger Auffassung der Krankheitsprozesse, mehr zur Behandlung einzelner erkrankten Organe als des kranken Menschen führen muß, liegt auf der Hand. Am Meisten sind die reichen Kranken zu bebauern, die für jedes ihrer Organe einen eigenen Spezialisten haben und für die der Hausarzt keine andere Bedeutung hat als die, zu sagen, welcher Spezialist gerade am Meisten in Mode sei. Leider ist der gute alte Hausarzt, der auf der breiten Basis allgemeiner Bildung Rathgeber und Vertrauensmann der Familie in allen körperlichen und geistigen Nöthen war und der auch mit praktischem Blick im Fall ernstler Erkrankung vollständig seinen Mann stellte und das Zutrauen der Familie so weit besaß, daß sie ihm überließ, wenn er glaubte, den Rath eines anderen Kollegen nöthig zu haben, in den großen Städten immer seltner geworden. Es ist mir stets die größte Freude, wenn ich auf meinen Konsultationstouren einem solchen Arzt von altem Schrot und Korn begegne.

Gar manchmal bekommt man von Spezialisten den Eindruck, als wenn für sie zum Lösungswort geworden wäre: *Quod non est operandum non est curandum*. Der Fall hat nur so lange Interesse für sie, wie er zu operiren und die Operationswunde zu heilen ist. Und dennoch fängt für den Arzt die wichtige und schwierige Aufgabe erst an, wenn der Kranke nicht mehr zu heilen ist oder wenn die Heilung nur auf dem langwierigen Wege von großer Umsicht in Bezug auf Ernährung, Luft und Licht, sorgfältiger Beherrschung aller Methoden und Mittel, welche die mechanische und pharmakologische Behandlung den Ärzten in die Hand giebt, erzielt werden kann.

Die zahllosen Fälle chronischer Entzündungen, Abszesse und Fistelbildung, tuberkulöse Knochen- und Gelenkleiden, unheilbare Krebsse u. s. w. sind erst recht eine wichtige Aufgabe für den humanen Arzt. Da heißt es, seinen Mann stellen und dem Kranken die Ueberzeugung beibringen, daß nicht nur keine Mühe zu viel ist, daß der Arzt sein Bestes will, sondern, daß er auch im Vollbesitze des Könnens und Wissens ist und daß er immer wieder kleine Entfindungen zur Erleichterung der Qualen und zur Besserung des Befindens bei der Hand hat, — kurz, daß geschieht, was menschenmöglich ist, um, wenn nicht den Kranken zu heilen, so doch seine Leiden zu lindern. Die Verschämniß dieser wichtigen Aufgabe des Arztes rächt sich bitter an der Verminderung des Ansehens des ärztlichen Standes und treibt Hunderte von Kranken, wenn sie an der Wirksamkeit der wissenschaftlichen Medizin verzweifeln, in die Hände der Kurpfuscher.

Heidelberg.

Professor Dr. Vincenz Czerny,
Wirklicher Geheimrath.



Die Auserwählten.

Am linken Flügel des Sankt Gertrud-Hospitals feiern beim Inspektor die „Auserwählten“ das Weihnachtsfest. Kummer oder Verbrechen haben den Geist dieser Menschen verwirrt. Sie sind sanft und friedlich und lieben ihre Pflegerin, die im Hospital nie anders als „Fräulein“ heißt. Der Flügel der „Auserwählten“ gehört zur ersten Abtheilung. Nur wer reis befunden ward, findet hier Aufnahme. Der älteste unter ihnen, der „Pfarrer“, hat ihnen den Namen der „Auserwählten“ beigelegt.

Sie speisen in dem dreifensterigen Zimmer, das „Saal“ heißt, weil es im alten Kloster als Speisesaal benutzt wurde. Der Inspektor läßt seine Blicke über die Schaar hinweg, hinüber zum „Fräulein“, das am entgegengesetzten Ende der Tafel sitzt, und durch das Fenster hinausgleiten, wo der Schnee vom Dach des langen Klostersganges blinkt, der das Hospital mit der uralten Kirche verbindet. Hier hat er ein zweites Heim gefunden; und er kann sie dort drüben, mit dem reichen, blonden Haar, das in Wellen die Stirn umrahmt, nicht mehr entbehren. Niemals, selbst nicht, als er noch mit seiner einstigen Gattin lebte, von der er nun seit zehn Jahren geschieden ist, war ihm so warm ums Herz wie jetzt.

Und nun sollte es vorbei sein. Das Englische blaue Couvert, das er heute morgens erhielt, das Weihnachtsgeschenk des Ministeriums, hat Allem ein Ende gemacht. „Wie Ihnen bekannt sein wird, giebt es keinen rechtsgiltigen Grund, irgend welche Veränderungen vorzunehmen.“

Seit er von den entsetzlichen Ereignissen in dem großen londoner Kuhl gelesen hatte, läßt es ihm keine Ruhe mehr. Nächte lang hat er gegrübelt, berechnet, Entwürfe gemacht. Die uralten Schornsteine, die offenen Kamine und die Balkendeckel Unverantwortlich!

„Keinen rechtsgiltigen Grund!“ Punktum. Abgemacht! „Wollen Sie die Verantwortung nicht übernehmen, — bitte: es giebt Andere, die es gern thun.“

Jetzt sollte man eigentlich standhaft bleiben und nicht nachgeben, sondern die Zustände an die Oeffentlichkeit bringen. Dann bekam er seinen Abschied in Ungnade und ohne Pension und endete wohl wie der arme „Pfarrer“ dort, der Personen, die einmal geschieden waren, nicht trauen wollte und die Folgen auf sich nahm. Aber das Fräulein mit dem krausen Haar und den Augen: er kann nicht. Mag kommen, was da will, — er hat jedenfalls seine Pflicht gethan.

Der Inspektor erstickt den Seufzer in seinem Vollbart und schiebt den Stuhl zurück. „Befegnete Mahlzeit!“ Dann gehen sie durch das grüne Zimmer hinüber nach dem „Konfistorium“, wo im offenen Kamin die blauen Flammen der Birkenkloben lustig prasseln und ihren Widerschein auf die Stuckengel an der Decke werfen.

Der „Pfarrer“ bleibt mitten im Zimmer stehen, beugt seinen krummen Rücken noch tiefer und spricht leise: „Uns ist heute der Heiland geboren!“

Kirsten, die „Braut“, setzt ihren Kränzen vor dem Spiegel über dem Kamin zurecht, während ihre sanften und zugleich unstillen Augen von überirdischem Glanz strahlen. Heute kehrt gewiß der himmlische Bräutigam wieder, der ihr durch die Gewalt böser Menschen entrisen wurde. „Fräulein“ legt den Arm liebevoll um ihre schlank Taille: „Wie fein unsere Kirsten heute ist!“ Kirsten beugt den Kopf zurück, lehnt ihn an Fräuleins Schulter und lächelt selig unter geschlossenen, zitternden Augenlidern: „Ich bin so glücklich, so glücklich!“

Jetzt kommen die Mägde mit den weißen Schürzen und reichen Kaffee und Weihnachtstollen. Der Inspektor nimmt ein versiegeltes Packet, das unter dem Kuchens liegt, und giebt es Karen, der Fischersfrau mit den bleichen Augen, der das Meer in einer Nacht den Gatten und dem Vater geraubt hat.

„Andreas und Jens lassen grüßen und wünschen Karen ein frohes Fest!“

Karen ergreift das Packet; mit weit geöffneten, matten Augen und einem rothigen Hauch auf den blaffen Wangen öffnet sie es hastig und nimmt den Kuchen heraus.

„Wie steht es mit dem Haus?“ fragt sie athemlos.

„Ja. . . Jetzt arbeiten sie schon am Dach.“

„Gott sei Dank! Dann kann es nicht mehr lange dauern!“

Karen wollte seit jener Nacht keine Nahrung zu sich nehmen; denn die Toten erwarten sie zum Abendmahl im Himmel. Sie ißt nur, was Andreas und Jens ihr von dort durch den Inspektor senden. Beide bauen an der himmlischen Wohnung; ist sie fertig, so kommen sie und rufen Karen.

In der Fensternische lauert „Klein-Annschen“. Beim Schein des Kaminfeuers näht sie hastig die letzten Stiche am Weihnachtkleidchen für ihr kleines Mädchen. Die dunklen Kinderaugen irren hinaus zu den Engeln an der Decke; sie nickt ihnen zu und trocknet die Augen. „Klein-Annschen“ hatte einen Seemann lieb und bekam ein Kind, dessen Vater sie verließ. Da stürzte sie sich mit dem Kind in den Kanal, um ihr Kleines dem unbarmerherzigen Leben zu entreißen. Man mußte das Kind mit Gewalt aus ihrer krampfhaften Umarmung befreien.

Ringsum hoßt es in den Winkeln. Lauter „Außerwählte“, die mehr mit den Augen als mit dem Munde reden. Sie starren in die blau lodernnden Flammen, die ihnen das Geheimste ihrer Herzen künden.

Der Inspektor reicht dem „Kaufmann“ eine Cigarre. Der dreht sie zwischen langen, raslosen Fingern, während seine schwarzen Augen hin zum Pfarrer spähen, der mitten im Zimmer steht und die Hand über den langen, buschigen Bart gleiten läßt.

„Sie verstehen mich doch?“ flüstert er dem Inspektor zu: „Ich wars nicht, der ihm die Silberlinge gab. Ich kann mein Alibi nachweisen. Zu der Zeit, wo der Kontrakt geschlossen wurde, war ich auf der Börse. Sie wissen ja, daß ich das große Geschäft mit Levy & Nathan eingeleitet hatte. Deshalb sollte ich mich auch in die Sache mischen? Zumal ich stets die größte Achtung vor dem Heiland hatte. Wenn er auch das Gesetz verlegt und seine Zinsen nicht bezahlt hatte, so . . .“

Der Kaufmann war einer der schlimmsten Blutsauger der Stadt gewesen. Vielen nahm er ihr Hausgeräth, wenn sie ihm nicht den Zins zahlen konnten. Aber eines Morgens erhielt er einen Brief, in dem nichts Anderes stand als: „Jesus Christus“. Ein zorniger Schuldner, dachte er, lachte sich ins Häuschen und ging auf die Börse. Doch an dem Tage, da der Bankerott von Levy & Nathan ihm den großen Verlust brachte, lief er die Treppe hinab, hinaus auf die Straße und rief Allen zu: „Ich wars nicht, der ihm die Silberlinge gab!“

„So, Fräulein“, sagt der Inspektor, der nach seiner Uhr gesehen hat, „jetzt müssen sie drinnen fertig sein und wir können anzünden.“ Seine runden Augen ruhen jählich auf dem dichten, krausen Haar, und als sie im Dunkeln vor ihm her durch die grüne Stube geht, muß er sich Gewalt anthun, um nicht seinen Arm um ihre weichen Schultern zu legen, die ihm so lieb geworden sind.

Im Saal ist der Eftisch auseinandergenommen und an die Wand gerückt worden. Der große Weihnachtbaum steht mitten im Zimmer auf dem Fußboden und streckt seine Spitze bis in die Balken hinauf. Mit Gold- und Silbergehänge, das sich von Zweig zu Zweig windet, ist er gepuzt; Engel mit glänzenden Flügeln tanzen an Gummifäden zwischen den weißen Kerzen.

...Fräulein steht auf der obersten Sprosse der hohen Leiter und hängt Konfekt an die Zweige, während der Inspektor die lange Stange des Paternenzpupers Peier, die selbst die höchsten Lichte erreicht, zum Anzünden benutzt. Dabei fällt ihm ein, wie oft sie und er hier schon gestanden und den Weihnachtbaum für die „Auserwählten“ angezündet haben. Vielleicht ist heute das letzte Mal. . . Ein tiefer Seufzer ringt sich aus seinem Herzen los.

„Weshalb seufzen Sie?“ fragt sie, aber mit einem weichen Klang ihrer Stimme, der verräth, daß sie es weiß.

„Ueber die Schwäche der Menschen, Kleine! Man setzt Alles ein, um seine Sache durchzuführen, und erhält als Antwort eine Ohrfeige. Trotzdem bleibt man.“

„Weshalb bleiben Sie?“ fragt sie leise und streckt die Arme aus, um eine herabgefallene Goldpapiergirlande zu befestigen. Die Leiter kommt dabei ins Wanken und es sieht aus, als ob Fräulein herunterfallen wollte.

„Um Gottes Willen!“ ruft der Inspektor, lehnt die Stange gegen den Baum und stürzt herbei. „Liebste, geben Sie Acht!“ Mit den Armen umfaßt er ihre Knie, um sie zu stützen. Sie lächelt hinab zu ihm, um die Angst in seinen runden Augen zu beschwichtigen. Darauf steigt sie, an seiner Hand, vorsichtig die Sprossen herab.

„Und gerade Sie fragen mich,“ sagt er, „weshalb ich bleibe?“

Sie antwortet nicht. Leise streichelt sie mit ihrer weichen Hand sein Haar. Er legt den Arm um ihren Leib, jetzt, da sie unten ist. Sie geht an den Tisch und läßt sich auf einen Stuhl fallen; die Erregung raubt ihr den Athem. „Liebste!“ flüstert er und sieht ihren feuchten Augen an, daß endlich ihr Widerstand gebrochen ist, daß sie endlich seine erste, wegen seines Ehebruches geschiedene Ehe vergessen hat. Er beugt sich zu ihr, küßt ihr Haar, ihre Stirn. Da reißt sie ihm selbst den Mund.

Es knistert oben im Baum. Im Madrahmen der Bilder über ihren Häuptern leuchtet der Widerschein von flackernden Lichtern. Der Bündelstod hat die Spitze des „Baumtes“ in Brahe gesetzt. „Vanzum an den Wänden“ flammt es roth von den Bildern längst verstorbener Direktoren des uralten Krankenhauses.

Der Inspektor ist leichenblau; seine Blicke haften wie gebannt an der prasselnden, flackernden Spitze unter der Balkendecke. Vergebens bemüht er sich, den Baum loszurütteln, den Lars Peter im Fußboden befestigt hat.

„Reiße die Gardinen herab!“ sagt er zum Fräulein. Sie steht an der Thür und drückt mit aller Kraft auf den Knopf der elektrischen Klingel. Schnell springt sie hinzu und thut, wie ihr befohlen. Entsetzt bleibt der herbeieilende Verwalter in der Thür stehen; hinter ihm kreischen die Räder vor Angst.

„Eine Art, schnell eine Art!“

Fräulein packt ihn am Arm; sie ist so bleich wie er.

„Die Auserwählten!“ flüstert sie.

„Um Gottes Willen! Sie könnten den Brandgeruch merken, das Prasseln hören. Die Zellen drüben sind sicher — vorläufig — diese hier nicht; wenn sie

„geht durch die grüne Stube gelaufen kämen!“ Er ertheilt dem Verwalter seine Befehle, kurz und bündig, bleibt stehen und denkt einen Augenblick nach; dann geht er hinaus in den Gang und hinüber ins „Konfistorium“.

Mitten auf dem Fußboden sitzt der „Pfarrer“, das Gesicht dem Kamin zugewandt, und um ihn her kauern die Auserwählten und untersuchen aufmerksam seine ausgestreckten Hände.

„Seht, liebe Kinder“, sagt der Inspektor scheinbar vergnügt, „gleich sind wir so weit. Aber die Christmesse... Unser lieber alter Pfarrer ist krank; was sängen wir da an? Sie müssen die Predigt halten, Ehrwörden; wollen Sie?“

Der „Pfarrer“ erhebt sich, richtet seine tiefen Augen mit dem in sich gekehrten Blick auf den Inspektor und sagt leise: „Und ist heute der Heiland geboren!“

„Er ist. Kommt Alle und laßt uns hinüber in die Kirche gehen.“ Der Inspektor führt die Auserwählten die Treppe hinab, hinaus in den langen Klostergang, wo die kalte Dezemberluft durch ein klapperndes Fenster hinein pfeift. Jetzt stehen sie in der uralten Kirche mit den vier dicken Säulen in der Mitte, die die Kuppel tragen, und den hohen, schmalen Fenstern.

„Nun hole ich unser Fräulein!“ sagt er, zündet die Gasflamme am Eingang an, dreht den Schlüssel im Schloß hinter sich um und eilt zurück. Eben rollt die Spritze vom Magazin durch den Hof über den knirschenden Schnee und von dem Hügel her, wo die Zellen sind, klingt durch das klappernde Fenster das Brüllen des „gefangenen Löwen“ und das idiotische Lachen der „Primadonna“ herüber.

Als der „Pfarrer“ die Kanzel erblickt, stürmen alte Erinnerungen aus seiner Vergangenheit auf ihn ein. Er steigt hinauf und beugt seinen Rücken über das Volk hinweg den emporgerichteten Häuptern zu, deren Schatten wie ungeheure Fledermäuse über die weiße Decke des Altars mit seinen großen Armleuchtern hinfuschen. Dann streckt er den Arm aus und singt. Mächtig stimmen Alle mit ein; Kirsten-„Braut“ singt im Jubel der Erwartung aus voller Brust. In ihrer Kindheit sang sie im Kirchenchor mit.

Auf! Der Tag ist nun erwacht,
Der die Welt glücklich macht;
Und in alle Herzen rein
Dringt der Gnade Sonnenschein.

Der Pfarrer faltet die Hände und richtet den so lange in sich gekehrten Blick der tiefen Augen zur Decke empor. Dann predigt der Herr vor Herrn: „Und das Licht leuchtete in der Finsterniß und die Finsterniß verstand es nicht. Denn ihn, der uns zur Erlösung gesandt ist, ihn ergriffen sie und nagelten ihn ans Kreuz. Ihn... Ihn schlugen sie ans Kreuz.“

Kirsten birgt das Gesicht in die Hände und schluchzt laut um ihren strahlenden Bräutigam.

„Ihr dreißig Silberlinge verriethen sie des Menschen Sohn mit einem Kuß, — hört Ihr: mit einem Kuß! Es steht geschrieben: Ihr sollt nicht ehedrechen, und ein Jeglicher, der ein geschiedenes Weib zur Ehe nimmt, bricht die Ehe. Und er weigerte sich, sie zu trauen. Der Minister sagte, daß das Gesetz es heiße, aber er weigerte sich trotzdem. Der König befahl es ihm, aber er that es nicht. Denn es steht geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen. Da ergriffen sie ihn und schlugen ihn ans Kreuz zwischen zwei Schächern.“

Kirstens Wehklage tönt von der Wölbung wider.

Der Kaufmann kauert sich in seinem Stuhl zusammen und stöhnt mit zitternder Stimme: „Ich wars nicht, der ihm die Silberlinge gab.“

„Ja, Du warst es!“ donnert der Pfarrer von der Kanzel herab. „Ich kenne Dich wieder, Deinen schwarzen Bart und Deine schwarzen Augen! Du warst es, ders in die Zeitungen setzte, Du warst es, der ihn kreuzigte!“

Karen richtet ihre bleichen Augen auf den zitternden Juden und sagt „Wir wollen ihn ergreifen und auch ihn ans Kreuz schlagen, auf daß ihm vergolten sei!“

Kirsten fährt mit geballten Fäusten auf ihn los. Ihr Antlitz brennt und ihre wilden Augen sprühen.

„Sehe Dich nieder, Weib!“ befiehlt der Pfarrer; „denn als er am Kreuze hing, erhob er seine Stimme und sagte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Aber in der sechsten Stunde kam Finsterniß über das ganze Land. Und siehe: da öffnete der Himmel seine Pforten und Blicke fuhren hernieder aus der Hand des Gewaltigen. Und die Pharisäer, die am Fuß des Kreuzes standen, sagten unter einander: Niemals sahen wir ein solches Wetter! Aber ein Feuerregen fiel herab, so daß der Himmel sich spaltete vom Scheitel bis zur Sohle. Und das Antlitz des Allmächtigen wurde sichtbar und hinter ihm die drohenden Heerschaaren der Engel. Da entsetzten sich die Pharisäer und riefen: Herr, wenn Du willst, gebiete dem Feuer Einhalt! Und in ihrer Angst knieten sie nieder und flehten: Herr, wenn es Dein Wille ist, höre auf mit Deinem Jorn, so wollen wir Dich herabnehmen und zum Könige krönen. Aber er würdigte sie keiner Antwort. Der Himmel war wie ein Feuermeer anzuschauen. Die Thiere auf dem Felde brüllten und riefen mit Menschenzungen: Herr, weshalb schlägst Du uns? Weshalb suchst Du an uns heim, daß die Herzen der Menschen böse sind von Jugend auf? Und zum dritten Male fielen die Pharisäer nieder und riefen: Herr, stille den Jorn Deines Vaters, so wollen wir Dich herabnehmen vom Kreuz und niederfallen und Dich anbeten als Gottes eingeborenen Sohn! Da erhob der Erlöser sein Antlitz zu dem Allmächtigen und rief: Vater, Du kanntest sie besser als ich: sie wußten doch, was sie thaten! Aber vergieb ihnen trotzdem um Deiner unendlichen Barmherzigkeit willen! Und siehe: die Schleusen des Himmels öffneten sich und ein dichter Regen strömte herab und löschte die Flammen. Das geschah aber in der neunten Stunde. Da erhoben sich die Pharisäer vom Fuß des Kreuzes und sprachen unter einander: Das Gewitter hat seine Zeit gedauert; auf Blitz und Donner folgt Regen. Und der Minister sagte zu den Soldaten: Laßt ihn nur hängen! Denn er wollte nicht die Geschiedenen trauen, aber es steht geschrieben, daß das Gesetz erfüllet werde. Da ward der Herr und Erlöser zornig und rief: Du böses Geschlecht! Wisse: wenn die Zeit gekommen ist, da sollen alle Sterne des Himmels herabfallen und alle himmlischen Kräfte sich rühren. Dann werdet Ihr des Menschen Sohn in der Wolke kommen sehen in seiner Macht und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel senden und seine Auserwählten versammeln vom Ende der Welt bis zum Ende des Himmels.“

Ueber dem hohen Kirchenfenster flackert die rotze Flamme. Das Feuer im Saal hat die Balkendecke durchbrochen und aus den Fenstern züngeln die Flammen an der geschwärzten Mauer empor.

„Seht das Licht!“ schreit Kirsten.

Der Pfarrer wendet sein bleiches Antlitz mit dem langen, buschigen Bart dem Fenster zu. Von der hohen Kanzel aus kann er Alles übersehen. Zuckende Flammen, zischende Wasserstrahlen, eilige, bürzende Menschen.

„Das Licht leuchtet!“ ruft er. „Die Stunde ist gekommen. Sehet die Unsinigen! Noch jetzt können sie es nicht begreifen.“ Und er richtet sich in seiner ganzen Größe empor. Sein Antlitz ist erhellt von rothen Flammen, seine Augen strahlen in überirdischem Glanz. „Seht: er kommt! Sein Kreuz hat er abgeworfen. Er kommt, um seine Auserwählten zu sammeln vom Ende der Welt bis zum Ende des Himmels.“ Dann steigt er von der Kanzel herab und geht über die Galerie an der Mauer entlang, bis er das Fenster erreicht. Die Auserwählten unten in der Kirche klettern auf die Stuhllehnen und erreichen die Galerie. Und jetzt sehen sie Alle wie gebannt vor dem gewaltigen Feuermeer, das den Wibel des Klostersganges umflammt.

Karen drängt Kirsten weg: „Andreas und Jens“, ruft sie „kommt Ihr endlich? Gott sei Lob und Dank!“

Kirsten-„Braut“ breitet wild die Arme nach dem Licht aus und fährt in die Scheiben, die stürzend auf das Dach hinabstürzen. „Ich komme, ich komme!“ ruft sie, reißt sich die Hände an der zerbrochenen Scheibe blutig und umklammert das eiserne Gitter, um hinaus zu gelangen.

Klein-Kunzens Kind streckt seine Armechen der Mutter entgegen. „Mein Kind, mein süßes Kind!“ ruft sie unter freudigem Schluchzen.

„Herr, ich komme!“ sagt still der Pfarrer, während seine Hände vor Seligkeit bebden. Dann kriecht er durch das zerbrochene Fenster; einen Augenblick tapfen seine Füße in der Luft: nun steht er auf dem schmalen Dach des Klostersganges. Und er wandert mit emporgehobenen Armen den schwindelnden Steg entlang. Ihm folgen Kirsten, Karen und Kunzen, alle Auserwählten, Einer nach dem Andern. Zuletzt kommt der Jude, der unausgesetzt vor sich himurmelt, während das Licht ihn unwiderstehlich an sich zieht: „Ich wars nicht! Ich wars nicht!“

Unten im Hof stehen der Inspektor und Fräulein und alle zum Hospital gehörigen Leute sprachlos vor Entsetzen. Dann rufen sie freundliche und drohende Worte zum Dach hinauf. Aber die Auserwählten hören und sehen sie nicht; ihre Blicke hängen gebannt an den lodern den Flammen und der leuchtenden Gluth der Wolken.

Während sie mit ausgespreiteten Armen auf dem schmalen Weg dem Tode entgegengehen, tönt ihr Weihnachtsgesang über die Erde:

Jetzt der Vorhang ist gefallen!
Gottes Herrlichkeit winkt Allen,
In sein Heiligthum zu treten . . .

Die Flammen winken ihnen schmeichelnd. Und so, unempfindlich für irdischen Schmerz, wandern sie der ewigen Heimath zu, dem Gott entgegen, der ihnen gnädig den Verstand nahm. Noch im Tode tönt ihr jubelnder Chor:

Der in die Welt das Licht gebracht,
Zum Tag verwandelt hat die Nacht
Durch seiner Glorie heiligen Schein
Hallelujah! Hallelujah!

Selbstanzeigen.

Papstthum und Reformation im Mittelalter. 1143—1517. Max Sängewald, Leipzig. 20 Mark.

Machiavelli sagt in seinem „Fürsten“: „Alle bewaffneten Propheten haben gesiegt und die unbewaffneten sind zu Grunde gegangen, wie es zu unseren Zeiten dem Bruder Girolamo Savonarola widerfuhr“; dieser Satz des großen Staatsmannes wird durch die Erfahrungen des sechzehnten Jahrhunderts und eben so durch die des ganzen Mittelalters bestätigt. Um daher das Wachsthum und die schließliche Vernichtung einer gegen das Papstthum kämpfenden Religionspartei, der Waldenser, Albigenser, Stebinger, Wyclifiten und Lollarden, Taboriten, richtig zu verstehen, muß man die politischen Verhältnisse kennen, sowohl in den einzelnen Staaten als in ganz Europa, da das Papstthum immer verstanden hat, die Unterthanen gegen das Staatsoberhaupt in Aufrstand zu bringen, Fürsten und Freistaaten, namentlich die Schweiz, gegen andere Fürsten ins Feld zu führen. Die „Brüder“ oder Waldenser in Italien wurden zuerst durch die Hohenstaufen, später durch Karl den Vierten niedergeworfen; an dem Beutezug gegen die Albigenser beteiligten sich Fürsten und Herren vom Rhein, aus Westfalen und ungarische Banden; das gegen die Hussiten kämpfende Kreuzzugsheer gehörte allen Sprachen an. Der Geschichtschreiber der religiösen oder kirchlichen Bewegungen des Mittelalters hat es also fortwährend mit den Verhältnissen von ganz Europa zu thun und muß sehr auf seiner Hut sein, wenn er sich nicht verlieren, den leitenden Faden in der Hand behalten will.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bereiteten sich große Veränderungen vor; die Päpste stellten sich in feindlichen Gegensatz gegen die Kaiser Friedrich den Dritten und Maximilian den Ersten, Böhmen behauptete seine Unabhängigkeit vom Papst, indem es an Polen Rückhalt fand und an den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Bundesgenossen, halb Sachsen sogar ein böhmisches Lehen wurde. So begreift man, wie es Kurfürst Friedrich der Weise wagen konnte, Martin Luthers und seine Anhänger erfolgreich gegen Papst und Inquisition zu schützen; Sachsen war unangreifbar. Aus der Stellungnahme Polens ferner erklärt sich die so wichtig gewordene Säkularisirung des Deutschordenslandes Preußen im Jahre 1525. Aufmerksame Beachtung verdienen ferner die Vorgänge in Süddeutschland. Die Wegnahme österreichischer Landschaften durch die Eidgenossen und deren Losagung vom Reich weckte in den Herrschern Oesterreichs stets von Neuem das Streben, das Verlorene wiederzugewinnen und die Eidgenossen niederzuwerfen, wozu 1525 ein naher Versuch in Aussicht stand und wozu auch die Aechtung der „Sakramentirer“ (Zwinglianer) durch den speierer Reichsabchied von 1529 dienen sollte; die religiösen Lehren Zwinglis galten vielen deutschen Fürsten als solche eines Ausländers, dessen Anhängern der Beitritt zum Schmalkaldischen Bund ver sagt werden müsse. Ich darf als ein Glück betrachten, früh nach Württemberg gekommen zu sein und so Anlaß erhalten zu haben, die Verhältnisse Süddeutschlands im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert genauer kennen zu lernen, und scheue mich nicht, auszusprechen, daß Rankes Deutsche Geschichte eine tiefere Kenntniß dieser Verhältnisse fehlt.

Die Beschlüsse des basler Konzils zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt, den Inhalt der Fürstentkonfödate von 1447, die in der Wahlkapitulation von 1519 für maßgebend erklärt sind, die Bedeutung des Wiener Konfödates von 1448 habe ich auch dem Ungelehrten verständlich zu machen gesucht und zugleich den Beweis geliefert, daß das Wiener Konfödat niemals die Geltung erlangt hat, die ihm die meisten Schriftsteller zuschreiben. Für die Gegenwart bedeutsam ist der Abschnitt über das Konfödat zwischen Leo dem Zehnten und Franz dem Ersten von 1516, das den französischen Königen das Recht zur Ernennung aller Bischöfe und Äbte ihres Landes einräumte, aber den Untergang der politischen Freiheit, die Erschwerung der Reformation und ihre nachherige völlige Unterdrückung zur Folge hatte. Auf eigentliche Glaubenslehren einzugehen, erschien nach mehreren Richtungen unerlässlich: hieher gehören die Abschnitte über die Brüder oder Waldenser, die päpstlichen Lehrlänge seit 1215, über Wyclif und die Lollarden, die Beschlüsse des konstanzer Konzils gegen die Kommunion in beiderlei Gestalt. Besonders genau sind untersucht die Lehren der Taboriten und der Utraquisten, da die gangbaren Angaben hierüber zum Theil unbestimmt lauten, zum Theil gröblich fehlerhaft sind; wie denn überhaupt die gesammten böhmischen Verhältnisse eine sorgfältigere und vorurtheillose Würdigung gefunden haben. Diese Darlegungen zeigen deutlich, daß die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts keine Gedanken hervorgebracht hat, die über das von den Brüdern und Taboriten Bezeichnete hinausgehen, ja, daß sie in gar Manchem hinter ihnen zurückgeblieben ist, da sie bindende Bekenntnisse schuf und den Grundsatz der religiösen Duldung verleugnete. Das Neue, was das sechzehnte Jahrhundert brachte, waren die kritischen Arbeiten von Johann Reuchlin über das Alte, von Erasmus von Rotterdam über das Neue Testament; ihnen durfte daher ein größerer Raum gewidmet werden.

Tübingen.

Professor Friedrich Thudichum.

Der klingende Berg. Eine Novelle. Verlag von Axel Junfer in Stuttgart.

Ich habe mein Ohr an das Herz des alten Berges gelegt und es fing wunderbar zu tönen an. Quellen rauschten, Vögel sangen, Menschen lachten und weinten und jubelten laut. Und ich wunderte mich, wie bunt dies Alles klang. Da sagte mein alter Berg: „Du erstaunest, daß ich trotz all meinen Wurzeltranzeln und schweren Jahren noch so viel Tugend in der Brust trage. Ich wohne in einem geheiligten Land.“ Und ich küßte das Herz des alten Berges und er segnete mich mit Strömen von herbem, herrlichen Nistendust und seine männlichen Eichen hoben ihre Kronen. Aber ich sage nicht, wo mein alter Berg wohnt. Ihr kennt doch die Geschichte vom Vogel, der das Lied ausplauderte und von den bösen Buben totgeschlagen wurde?

Miriam Ed.

Die Ehre des Lebens. Romanzyklus. Erster Band: Fräulein Don Juan. R. Lienthal, Berlin 1903.

Vielstimmig sind die Ehre des Lebens; Jahre lang hörte ich nicht darauf. Im schweren und schmerzhaften Kampf ums Leben, dem meine jungen Kräfte

kaum gewachsen waren, stellte ich mich taub für alle anderen Stimmen. Am Tage rang ich ohne einen abschweifenden Gedanken mit des Lebens Noth. Nur manche Nacht lag ich unter blühenden Rosenbüschen und horchte auf eine Harfe, die von Liebe sang. So entstand dieses Buch. Die Heldin Franka Petersen ist männlich begehrend von Charakter, aber weiblich zart und hingebend von Art und Wesen. Diese Zweispieltigkeit ihres Innern treibt sie in allerlei verwogene und gefährliche Liebesabenteuer, aus denen sie gereift und veredelt hervorgeht.

Doloraja.



Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen, nach einem Motto Ernest Renans. Berlin, Schuster & Löffler 1903.

Es ist seltsam genug, daß noch Niemand vor mir auf den Gedanken gekommen ist, den schönen Stoff der „Aetissin von Jouarre“, der geradezu nach der Bühne seufzt, fürs Theater umzugestalten. Bei keinem der vier großen Dramen des gedanktreichen Franzosen ist die Unausführbarkeit so zu beklagen wie bei diesem letzten und bedeutendsten. Vötht sich doch hier von dem gewaltigen Hintergrunde der denkwürdigsten Geschichtsepöche ein Menschenschicksal ab, wie es so reizvoll nur ein feiner und doch kühner Dichter oder das Leben selber erfinden konnte. Wie stark neben dem tiefgeistigen und seelischen Gehalt dieses eigenartigen Schauspiels sein dramatischer Reiz ist, ergiebt sich schon daraus, daß große Schauspieler und besonders Schauspielerinnen — nicht nur in Frankreich — in Gedanken immer wieder zu ihm zurückgekehrt sind. Vergebliches Bemühen. Der geistreiche Forscher hat schon durch seinen bühnenunmöglichen Dialog, der aus langen philosophischen Perioden mit gehäuften Relativsätzen besteht, jeder Wirksamkeit im Rampenlicht den Kiegel vorgehoben. Dem Drama Renans fehlt vor Allem ein erster Akt. Es fehlt der Auftakt, die Einleitung, das „erregende Moment“, die Entwicklung; auch die Steigerung fehlt. Wir spüren nichts von dem siebernden Pulsschlag jener stürmischen Zeit und begreifen daher im Takt der Darstellung so Manches nicht, was nur als Zeitsymptom zu verstehen ist. Das „Gefühl des geforderten Wechsels“ ist in der Anlage des Ganzen nicht genügend berücksichtigt worden. Trotz dem im Stoff begründeten lebendigen Verlauf der Begebenheiten fehlt es den Personen an Bewegung. Sie bewegen bei Renan eigentlich nur die Lippen. Wie ein großer Goldblock lag der schöne Stoff vor mir. Nestlos eingeschmolzen mußte er werden, wenn er geprägt, wenn er in klingende dramatische Münze umgewerthet werden sollte. Nicht ohne reiflich erwogenen Plan habe ich die besten Stunden eines ganzen Sommers auf die Arbeit verwendet. Den fehlenden Auftakt habe ich als ersten Akt vorangesezt, den übrigen Stoff in zwei Akte zusammengezogen und mit neuen Motiven gestützt. Eine Hauptfigur (Paul) und wenige Episodenrollen (Schauspieler Augustin, Kaplan Bernoy, Rutter Boulanger, Sansculotten-Führer u. s. w.) sind hinzugekommen, um die Handlung mannichfacher zu beleben. Die Charakteristik habe ich schärfer zu schraffiren versucht. Der lange Faltenwurf der doktrinären Schriftsprache mußte fallen, kurz geschürzt sollten Rede und Gegenrede widereinander springen. So ist von dem ursprünglichen Dialog selbst in den beiden Akten, die sich an Renans Stoff anlehnen, kaum eine Zeile stehen geblieben, obwohl

ich mich bemüht habe, die schönsten und feinsten Gedanken der geistvollen Dichtung nach Möglichkeit zu retten. Ob und inwieweit es mir gelungen ist, sie mit Eigenem zu vermählen, mag der Leser beurtheilen. Daß ein paar äußere Geschehnisse der Revolution um wenige Monate näher aneinandergerückt sind, erschien mir, da der Sinn des Ganzen und das Bild der Zeit dadurch in keiner Weise gestört wird (im Gegentheil!) als mein gutes dramatisches Recht, eben so wie der Umgang und die Verwendung von ein paar Versen des jungen Puschkin für meine Zwecke. Ich nehme die Hand nicht von diesem Werk, ohne mich tief zu neigen vor dem großen FINDER seiner dichterischen Grundidee. Ernest Renan schrieb „Die Aebtissin von Jouarre“ 1886; ich besitze eine Ausgabe aus dem selben Jahr noch (Paris, Calmann Lévy) und es ist schon die fünfte Auflage. Man sieht: auch ohne die Bühne fehlte dem Werk die Anziehungskraft nicht, wenigstens in seiner Heimath. Aus dem selben rein geistigen Interesse entstand der Versuch, ihm in dieser — freilich kaum noch ähnlichen — Gestalt auch die Bühne endlich zu erobern, auf die seine Artlage und Bestimmung es hinweist.

Karl Strecker.



1903.

Die selige, fröhliche Zeit der Coupon-Inserate ist wiedergekehrt. Coupon-Insereat? Vergebens, lieber Leser, greiffst Du nach dem Meyer oder Brockhaus, um Dir Rath zu holen. Noch ist das prächtige Wort nicht zu der Reife herangewachsen, die ihm das Recht auf einen Platz im Lexikon verleihe; es ist jung an Jahren. Wenn seinem Ursprung später ein Sprachforscher nachspürt, wird er finden, daß es entstand, als das Börsengesetz in Kraft trat, an dessen Reform jetzt so bedächtigt gearbeitet wird. Neue Verhältnisse schaffen eben neue Gebräuche. Das Börsengesetz hatte sich leise auch in die Beziehungen zwischen Finanz und Presse eingemischt; die Folge dieser Indiskretion war ein Paragraph, der die kleinen Geschenke der Freundschaft unter eine Art sittenpolizeilicher Kontrolle stellte. Was war zu machen? . . . Geduld! Eine neue Möglichkeit war bald gefunden. Um die Weihnachtszeit hingen zärtliche Bankdirektoren an die Bäume und Bäumchen im deutschen Blätterwald nette und nahrhafte Angebinde, die das dankbare Gemüth der Empfänger froh begrüßte: denn gegen solche Bescherung konnte, selbst wenn sie recht reichlich ausfiel, auch der Korrekteste nichts sagen. Es war ja nur der Auftrag, die Liste sämtlicher Werthpapiere zu annonciren, für deren Coupons die Bank Zahlstelle ist. Eine geradezu geniale Erfindung. Der Kopf, dem sie entsprang, bereut wohl, daß er sie nicht durch Patent schützen ließ; denn der neue Brauch hat sich so schnell eingebürgert, daß nur noch Leute von besonders gutem Gedächtniß sich an die Quelle erinnern, aus der einst der köstliche Einfall hervorsprudelte. Das Coupon-Insereat, das die feinsten Abstufungen im Rang der Geber und der Nehmer ermöglicht, ist rasch zur Staatsinstitution geworden. Noch ist es zwar nicht durch die Verfassung verbürgt; wer im Dezember aber die Annoncenblätter liest, wird ganze Seiten mit der Meldung gefüllt finden, welche Coupons bei jeder Bank zahlbar sind. Wie käme ein armer Kapitalist ohne solche Liste auch aus? . . . Verhaltet das Lachen, Ihr Freunde!

Diesmal ward der Presse noch reichlicher beschert als im vorigen Jahr. Das



war zu erwarten. Die Zeiten sind ja besser geworden, — bis auf Weiteres. Vor einem Jahr glaubte die Deutsche Treuhandgesellschaft noch, einem dringenden Bedürfnis entgegenzukommen, als sie sich erbot, „periodische oder einmalige Revisionen von Aktiengesellschaften, insbesondere die Prüfung der Bücher und Bilanzen, unter Zusage unbedingter Verschwiegenheit über alle durch die Revisionen zu ihrer Kenntniß gelangenden Verhältnisse“ zu übernehmen. Ein neuer Geschäftszweig, der nützliche Frucht zu tragen versprach. Das Mißtrauen war damals noch wach und schonte auch die Großen nicht. Wäre es nach dem Willen der Aktionäre gegangen, dann wären neun Zehntel aller Direktoren und Aufsichtsräthe weggesetzt worden und an ihrer Stelle hätten sich die erfervollen Schlichter der Treuhandgesellschaft eingestellt, von denen man, mit Rousseaus Wort, sagen könnte: Ils cesseraient d'être heureux, si le peuple cessait d'être misérable. Zum Glück aber fennt nur die graue Theorie, nicht die goldene Praxis einen freien Willen der Aktionäre. Auch hatte die Treuhandgesellschaft, die es so herzlich und unreignützig gut mit der leidenden Menschheit meinte, den Fehler gemacht, ihre Aufforderung aus dem Gebäude der Deutschen Bank in die Welt zu senden. Voreingenommen, wie die Menschen nun einmal sind, blieben sie ägernd vor dem Eingang in der Französischen Straße stehen und wollten durchaus nicht glauben, daß sie da an die richtige Adresse gekommen seien. Öffentlich nennt uns die Deutsche Treuhandgesellschaft in ihrem Geschäftsberichte die Zahl der Aufträge, die der Ruf ihr gebracht hat. Schon als Dokument der menschlichen Schwachheit wäre diese Statistik werthvoll; sie würde zeigen, wie schnell die deutschen Aktionäre die berechtigten Zweifel an der Zuverlässigkeit mancher Verwaltung nach der Aera der Enthüllungen und Zusammenbrüche wieder in den Wind geschlagen haben. Ein feines Ohr für die Herzthätigkeit unserer Wirthschaft hat aber die Treuhandgesellschaft damals nicht gehabt. Die Erregung war schon im Schwinden, als sie noch große Dinge von ihr erwartete. Die Sehnsucht nach dem Halbdunkel, in dem sich der Durchschnittsmensch, auch wenn er Aktien hat, schließlich immer am Wohlsten fühlt, war längst wieder erwacht und wollte befriedigt sein. Da war für eine aufklärende Thätigkeit, wie die Treuhandgesellschaft sie verhieß, kein Raum mehr. In dieser Stimmung wurde auch die Entlastung der angeklagten Direktoren der Pommernbank als ein gutes Zeichen genommen, das gewissermaßen mit amtlicher Autorität bewies, wie übertrieben die Taten den angeblich ringsum drohenden Bankwindel geschildert hatten. So schlimm war's in der Wirklichkeit ja gar nicht. Am Liebsten hätte man auch Sanden aus dem Gefängniß geholt. Die Wuth wandte sich nun gegen die Aufklärer, denen man die Hauptschuld an allem Unheil zuschob. Herr Direktor Bernhard Dernburg bekam von dem großen Organ, das mit dem anderen Bernhard durch Dick und Dünn geht, eine Douché, die nicht nach Adonischem Wasser duftete. Des Guten, hieß es, sei zu viel gethan, die Reorganisation in eine Desorganisation verzerrt worden. Dem Publikum dämmerte die Erkenntniß, daß zu einer munteren Funktion des Wirthschaftskörpers am Ende auch das schlechte Blut unentbehrlich sei. Das hatte vor drei Jahrzehnten auch der prager Bankdirektor Lederer ungefähr gemeint, als er von der Anklagebank aus dem Staatsanwalt zurief: „Würden alle Schwindler aus den Jahren 1870 bis 73 vor Gericht gestellt, es wäre in den böhmischen Wäldern nicht Holz genug für die Anklagebänke!“ Schwindel ist eben ein relativer Begriff; unmittelbar nach einer Krise sieht Manches schwindelhaft aus, was bald danach wieder korrekt, beinahe ehrlich scheint, — ehrlich wenigstens nach der Usance.

Schon aus Swifts Schriften wissen wir, daß die Männer der Feder eben so gern von kritischen wie die Männer der Kirche von verderbten Zeiten sprechen. In dem Jahr, das nun abläuft, entlagten sie dieser ähnen Sitte; sie merkten, wie wenig die düstere Weise jetzt noch wirkte, und stimmten fröhliche Lieder an. Dafür gebührte ihnen unterm Christbaum Anerkennung. Keine andere Tätigkeit war so nötig geworden wie die des Stimmungsmachers; durch rosigte Bläser sieht auch der Dezemberhimmel rosig aus. Nicht alle Schreiber waren schnell zu überzeugen, daß der Augenblick für eine kühne Wendung gekommen sei. Am sechsten Januar las man in dem wichtigsten berliner Finanzblatte die Unheil kündenden Sätze: „Die erst kürzlich veröffentlichten statistischen Zahlen ergeben, in welcher enormen Weise der Eisenverbrauch in Deutschland während der letzten Jahre zurückgegangen ist. Hier- nach wird man sich darüber klar sein müssen, daß auch jetzt ein wirklicher Umschwung in der Eisenindustrie nur durch eine Belebung des inländischen Bedarfs erfolgen kann. . . Die Börse giebt sich einer gefährlichen Täuschung hin, wenn sie aus den leisen Anzeichen einer Besserung in der Eisenindustrie bereits die Hoffnung auf eine Wiederkehr der Hauskonjunktur herleitet.“ So wurde schon der ersten Aufregung der Börse damals schnell ein Dämpfer aufgesetzt. Daß die Unglückspropheten nicht Recht behalten haben, zeigt heute ein Blick auf die Kurse und, was die Hauptsache ist, auf die Dividenden. Die Laurahütte giebt, statt 10, jetzt 11 Prozent, der Phönix nach einem völlig dividendenlosen Jahr wieder 8, eben so viel die Rombacher Hütte, die zuletzt 5 Prozent gab. Das sind ein paar Beispiele. Die deutsche Produktion von Kohle, Roheisen und Stah brachte es in dem Jahr, in das man so zaghaft eingetreten war, auf Rekordziffern. Das wäre nicht möglich geworden, wenn die Presse nicht noch rechtzeitig guter Lehre gelauscht und kräftig ins Horn gestossen hätte. Nur dieses Rufes aber hatte es bedurft, um die eingeschüchterten Kapitalisten aus ihren Verstecken hervorzuholen; und da man so lange von der Hand in den Mund gelebt hatte, gab es viel nachzuholen. Wer der eigenen Kraft muthig vertraut, ist nicht leicht ins Bodshorn zu jagen. Die amerikanischen Bestellungen auf deutsches Roheisen, die im ersten Semester kamen, als die Hochkonjunktur in den Vereinigten Staaten den Gipfel erreicht hatte, und erst recht die Einschränkungen der amerikanischen Produktion im zweiten Semester verschreckten allmählich die Angst vor dem Geipenß einer amerikanischen Gefahr. Deutschland blieb von der gefährdeten Ueberschwemmung mit amerikanischem Eisen und Stahl verschont. Dabei wuchs unser heimischer Bedarf und die vor einigen Jahren erst, in den Tagen des höchsten Aufschwunges, erweiterten Betriebe, denen voreilige Kritiker ein hoffnungsloses Siedsthum gemeißelt hatten, wurden von dem zunehmenden Konsum auskömmlich beschäftigt. Bei dieser Regenerirung kam die Börse, trotz den ihr vom Gesetz auferlegten Fesseln, nicht zu kurz. Das Publikum stillte seinen Effektenhunger mit manchem tüchtigen Bissen und in die Burgstraße zog neues Leben ein.

Der aus fröhlichen, seligen Tagen rückwärts schweifende Blick darf freilich die Bedeutung der Fusionen und Syndikate für das Jahr 1903 nicht übersehen. Als sich vor der Weihnacht 1902 die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft in eine Interessengemeinschaft mit der Union begab, sahen nur Wenige voraus, welche Folgen dieses große Beispiel haben müsse. Der Jahresbericht von Siemens & Halske, der gleich danach erschien, sagte über die Fusionierungswünsche noch: „Etwas mehr Selbstbewußtsein und Vertrauen zu der eigenen Kraft ist Dem gegenüber jedenfalls in der Industrie

vorhanden. Das schließt durchaus nicht aus, daß mit größerer Abklärung der Verhältnisse auch gangbare Wege zur Herbeiführung einheitlicherer Organisation der Industrie innerhalb gewisser Grenzen gefunden und beschritten werden können. Auch wir werden in gegebenen Fällen die Initiative zu solchen Schritten zu ergreifen bemüht bleiben, ohne daß allerdings der Gang solcher Bemühungen nach außen sehr hervortreten würde. Jedenfalls glauben wir nicht, daß gerade auf unserem, noch lange nicht abgeschlossenen Gebiete die selbständige Kraft verschiedener großen industriellen Firmen entbehrt werden kann, wenn die Leistungsfähigkeit der deutschen elektrischen Industrie im Sinn der Herbeiführung technischer Fortschritte auch in Zukunft aufrecht erhalten werden soll.“ Sechs Wochen später war die Interessengemeinschaft zwischen Siemens und Schudert Ereigniß geworden und der Jahresbericht demontirt. Noch ist das Jahr nicht ganz verstrichen: und schon ist die völlige Fusion der beiden Gesellschaften, die das Vorbild für Siemens-Schudert waren, fast sicher. Wer weiß, ob die arische Gruppe nicht auch diesen zweiten Schritt schnell nachmachen wird? Die Saat ist rascher aufgegangen, als die Säer selbst ahnten. Schon kann man voraussagen, daß auch der Helios nicht mehr lange allein stehen wird, und das allumfassende deutsche Elektrizität-Syndikat, das vor kurzer Zeit noch als Kinderstube demütigt wurde, kann über ein kleines Wirklichkeit werden. Unmöglich scheint auf diesem Gebiet nichts, seit das große Kohlensyndikat für die Dauer eines vollen Jahrzehntes erneuert und erweitert worden ist. Wir dürfen ja Herrn Kirdorf, den Hegenmeister, ruhig dafür sorgen lassen, daß er, der Thyssen und Haniel gezähmt hat, auch mit der letzten Widerpenkigen, der Gutehoffnung-Hütte, noch fertig wird, ehe die Bildner im Rheinland das alte Jahr zu Grabe läuten. Sogar der Gedanke eines allgemeinen deutschen Stahlververbandes, der erst im Februar dieses Jahres auftauchte, ist nach elf Monaten schon an dem selben Punkt angelangt, wo, wie uns heute ein Rückblick lehrt, dem Kohlen- und dem Roheisensyndikat nur noch arithmetische Scheingefechte den Weg ins Leben sperrten. Natürlich wurden während der Fusionstheoriezeit auch Fehler gemacht, wie immer, wo Menschen handeln. Für einen solchen Fehler wird vielfach jetzt die Fusion der Dresdener Bank mit dem Schaaffhausenschen Bankverein gehalten. Nicht ohne Grund. Trotz allen Beschönigungen hat jaß dieses Bündniß geschaffen; nicht sachliche, sondern persönliche Motive trieben zu dem Entschluß. Man darf behaupten, daß Deutschland seit dieser Fusion nicht eine große Bank mehr, sondern weniger hat. Die Dresdener Bank hat sich, als sie sich neben den Schaaffhausenschen Bankverein stützte, selbst aus der Reihe der ersten Großbanken hinausstürzt. Sie hat ihre fest umgrenzte Individualität verloren und vergessen, daß ein erstes Bankhaus wohl andere Firmen in sich aufnehmen, ihnen aber nicht seine Selbständigkeit opfern darf. Unsere Großbankbeherrscher werden sich wahrscheinlich hüten, dem Beispiel zu folgen. Sie kennen ihren Vortheil besser. Die Deutsche Bank, gegen die der neue Zweibund, wie Mancher hoffte, einen vernichtenden Streich führen sollte, steht am Schluß des Jahres im alten Glanz vor dem Auge. Das Coupon-Interat war die beste Antwort, die sie Herrn Gutmann geben konnte. Dagegen kommen auch die vereinigten Kolonnen von Dresden und Schaaffhausen nicht auf. In den Dienst ihrer Depositentassen, die Weihnachten 1902 noch beim B Halt machten, ist jetzt das ganze Alphabet gestellt. Die Deutsche Bank hat Alles, — von A bis Z. Dis.

Gesamtdrucker und verantwortlicher Redakteur: W. Sordani in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von Albert Tausch in Berlin-Schöneberg.

